

# Hans Chägi

---



## Im Brändliacker

---

**Erinnerungen I (1945 – 1955)**

**Meinen lieben Eltern  
gewidmet**

**Hans Chägi**

## **Glückliche Kindheit**

O glückliche Kindheit  
Knospe des Lebens  
Zeit des Erwachens  
Zeit ersten Strebens

\*

Bereitest viel Freuden  
Kennst keine Sorgen  
Dir lacht die Sonne  
Strahlender Morgen

\*

O glückliche Kindheit  
Mit strahlendem Blick  
Schenkst bunte Träume  
Von Frieden und Glück

H. Ch.

## Inhaltsverzeichnis

Von Solingen nach Hadlikon	1
Einfache Verhältnisse	3
Der kleine Ausreisser	11
Der Samichlaus kommt	14
Im Erholungsheim	16
Ein gewöhnlicher Sonntag	22
Heilende Wermutstropfen	26
Nette Bauersleute	30
Langeweile – was ist das?	35
Streifzug ins Blaue	40
In der Müllhalde	46
Nichts als Blödsinn	49
Unsere Dorfschule	53
Abschied vom Brändliacker	59
Dank	61

## Von Solingen nach Hadlikon



Meine Mutter hat mich am Abend des 29. Juli 1945 – ein Sonntag – um ca. 19 Uhr im Städtischen Krankenhaus von Solingen (Deutschland), dem seinerzeitigen Wohnort meiner Eltern, zur Welt gebracht. Getauft wurde ich in der Kirche des dortigen Stadtteils Gräfrath. Meine Schwester Margrit war dazumal gut anderthalb, der Vater 30 und die Mutter 29 Jahre alt. Vermutlich waren es die hohe Arbeitslosigkeit und die miserablen Perspektiven die meine Eltern bewogen mit ihren beiden Kindern im Sommer 1946 in die Schweiz zu übersiedeln. Diese Zürcher Oberländer Gemeinde, Heimatgemeinde meines Vaters, war unser erstes Domizil in der Schweiz. Gemäss Aussagen meiner Eltern waren wir vorübergehend im Hause des dortigen Metzgermeisters Köng untergebracht. Die Möbel, die meine Eltern in Solingen der Bahn zum Transport übergeben hatten, kamen in der Schweiz nie an. Das ist weiter nicht erstaunlich, funktionierte in Deutschland kurz nach Kriegsende doch vieles nicht mehr. Gerade das Ruhrgebiet und die umliegenden Städte, zu denen Solingen zählt, wurden von den Bombardements der Alliierten zu einem grossen Teil zerstört. Und so blieb meinen Eltern nichts anderes übrig als in der Schweiz von Grund auf eine neue Existenz aufzubauen. Bei diesem schweren Start half ihnen die Heimatgemeinde, vertreten durch einen ihrer Gemeinderäte - eben diesen Herr Köng - in fürsorglicher Art und Weise. Meine Eltern erzählten mir, dass man mich für die erste Zeit nach der Ankunft mangels Bettlein in eine Zaine zum Schlafen legte.

Nach wenigen Wochen erhielten wir eine vorläufige Bleibe in Hadlikon, ein Dorf das zur Gemeinde Hinwil gehört. Wir bezogen unsere Wohnung im Parterre eines älteren Zweifamilienhauses, ganz in der Nähe des Dorfcentrums. Im oberen Stock wohnten zwei damals rund 50-jährige Schwestern, die Geschwister Grimm. Mit diesen beiden ledigen Damen durfte unsere Familie ein, wenn leider auch nur kurzes, dafür umso schöneres nachbarschaftliches Verhältnis pflegen, waren die Beiden doch sehr liebenswerte und fröhliche Wesen. Da ich erst rund zwei Jahre alt war, mag ich mich an jene Zeit kaum mehr erinnern. Ein „Relikt“ aus jener Zeit aber ist mir bis heute geblieben: ein schiefer Schaufelzahn. Ich war gestolpert und hatte mit dem Mund an einer Steinstufe aufgeschlagen. Da es sich beim betroffenen Zahn um einen Milchzahn handelte, meinte der seinerzeit konsultierte Zahnarzt, dass man nichts unternehmen müsse, da sich der nachfolgende Zahn wieder einwandfrei einreihen würde. So unternahmen meine Eltern denn auch nichts, und so ist der schiefe Zahn geblieben und heute noch eines meiner körperlichen „Markenzeichen“. Ansonsten hatten meine Eltern von jenem Teil der Vergangenheit, der durch die Geschwister Grimm stark geprägt war, stets nur Gutes und Schönes zu berichten. Den Geschwistern Grimm werde ich später noch ein eignes Kapitel widmen.



Geburtsurkunde von Hans Walter Kägi



Bei den „Bibi“, Hadlikon Frühling 1947

## Einfache Verhältnisse

Ende Oktober 1947 zog unsere Familie von Hadlikon nach Wolfhausen, ein kleines Dorf im Zürcher Oberland, das zur Politischen Gemeinde Bubikon gehört. Bereits dreieinhalb Monate nach dem Umzug vergrösserte sich die Familie um einen zweiten Sohn: Karl wurde am 18. Februar 1948 im Spital Rüti geboren und am 25. April 1948 in der Kirche Bubikon getauft. Irgendwann innerhalb der ersten Jahre an diesem neuen Domizil wohnte die Mutter meines Vaters - unser einziger seinerzeit noch lebende Grosselternteil - während längerer Zeit bei uns. Ich mag mich daran allerdings nur bruchstückhaft erinnern. Geblieben ist mir immerhin ihre stets in etwas klagendem Ton vorgetragenen Entschuldigungen, dass sie dies oder jenes nicht tun könne, da ihr Herz dies nicht ertrage. Sie konnte seinerzeit ja nicht ahnen, dass sie rund 88 Jahre alt werden würde.

An der unweit vom Dorfkern gelegenen Brändliackerstrasse standen nur einige wenige Gebäude. Das erste auf der rechten Strassenseite war das Restaurant „Frohsinn“ der Familie Gantner. Dann folgte ein altes, äusserlich ungepflegtes Wohnhaus, in dem eine ältere alleinstehende Frau namens Gilardi wohnte. Etwas zurück versetzt befanden sich die Ökonomiegebäude eines kleinen Bauernhofes, der ebenfalls der Familie Gantner gehörte. Hier hauste etwas einsam ein ebenfalls alleinstehender älterer aber noch aktiver Bauer, dessen Ackergaul „Fanny“ hiess. Diesen Pferdenamen habe ich wohl deshalb nie vergessen, weil wir ihn als Kinder stets so eigentümlich und lustig fanden. Als nächstes Gebäude rechts der Strasse kam dann das Wohnhaus der Familie Schneebeli, dann ein zusammengebautes Haus mit den Familien Ernst und Scheppler.

Frau Scheppler besass übrigens einen kleinen, nicht gerade rassereinen Appenzeller-Kläffer, der allergisch war auf Uniformen. So konnte ich einmal miterleben, wie er dem mit PTT-gelbem Velo heran radelnden Briefträger Wyss entgegen sprintete, auf Pedalhöhe blitzschnell wendete und diesen zuerst in den

Schuh biss, um anschliessend auch noch nach seinem Bein zu schnappen. Völlig konsterniert stieg der Pöstler von seinem Rad und betrachtete die Stofffetzen, die auf Wadenhöhe am Hosenbein herunter schlenkerten.

Das nächste Haus in der Reihe war ein Bauernhaus, in dem das Ehepaar Haag und dessen Knecht Franz Meier zu Hause waren. Den Abschluss auf jener Strassenseite bildete dann eine zum Bauernhaus gehörige auffällig hohe Scheune mit eingebauter Stallung.

Erstes Gebäude auf der linken Seite unserer Brändliackerstrasse war ein Zweifamilienhaus, an das der „Konsum“, ein zu jener Zeit recht fortschrittlicher VOLG-Dorfladen, angebaut war. Dann folgte ein längliches flarzähnliches altes Dreifamilienhaus, bestehend aus einem Teil, in dem die Familie Fischer beide Stockwerke bewohnte und aus einem zweiten Teil, in dem im Obergeschoss die Familie Bücheler und im Parterre unsere Familie untergebracht waren. Die letzten Bauten auf unserer Strassenseite waren dann noch die Hühnerställe der Familien Ernst und Scheppler sowie dem Ehepaar Haag.

Besitzer des Gebäudes mit den Wohnungen von Fischers, Bücheleres und uns war die Waschmaschinenfabrik Schulthess, bei der mein Vater bereits während unserer Zeit in Hadlikon eine Anstellung als Schweisser gefunden hatte. Durch den Umzug nach Wolfhausen konnte er seinen Arbeitsweg massiv verkürzen, war die Reiserei zu jener Zeit doch recht beschwerlich und nahm viel Zeit in Anspruch. So musste man von Hadlikon zuerst irgendwie zum Bahnhof Hinwil gelangen, um mit der Üerikon-Bauma-Bahn (ÜBB) via Dürnten und Bubikon nach Wolfhausen zu fahren. Selbstverständlich konnte man die Strecke auch mit dem Velo bewältigen, was aber, besonders im Winter, ein recht strapaziöses und nicht ganz ungefährliches Unterfangen war. Ein Privatauto hatte zu jener Zeit praktisch niemand, ausser einige Gewerbetreibende und vielleicht der Doktor. Im Dorf besaßen derart wenige Personen einen Pw, dass man jeden Besitzer und dessen



Fahrzeug kannte. Da fuhr so selten ein Auto im Quartier vor, das es gleich allgemeine Aufmerksamkeit erweckte. Erschien beispielsweise ein beiger Opel im Brändliacker, so wusste man, dass es der Bäcker von Bubikon war, fuhr ein schwarzer Citroen vor, so war s mit Sicherheit der Metzger aus dem benachbarten Hombrechtikon. Grossen Eindruck machte uns jeweils ein eleganter zweifarbiger „Studebaker“. Sah man diesen irgendwo im Dorf parkiert, so wusste man, dass der Hombrechtiker Doktor jemandem einen Hausbesuch abstattete. Der Gmüesler besass einen „Tempo Matador“, ein dreirädriges Kleinlastwägeli mit einer – wie könnte es anders sein – grünen Kabine, die auf nur einem Rad stand. Zu jener Zeit konnte ich übrigens nicht ahnen, dass ich mich viele Jahre später beruflich mit dem „Tempo Matador“ beschäftigen würde: Ende der 60-er Jahre nämlich, als Verkaufsassistent für „Hanomag“-Lieferwagen, die – inzwischen allerdings vierrädrigen - Nachfolgemodelle des „Tempo Matador“.

An das Innere der Wohnung im Brändliacker vermag ich mich leider nur etwas schleierhaft zu erinnern. Im Gedächtnis geblieben ist mir immerhin die Küche mit dem alten steinernen Spültrog und der spartanischen Einrichtung ohne jeglichen Komfort. Andererseits aber fand die Familie darin genügend Platz um gemeinsam bei Tisch zu sitzen. Und auch an das AB, wie wir das WC nannten, mag ich mich noch erinnern. Es war recht altertümlich, führte doch ein Rohr von der Sitzfläche direkt in die darunter liegende Güllengrube. Oben an der Wand hing ein hölzerner Behälter für das Spülwasser. Nach dem „Geschäft“ zog man an einem Griff, der an einer Kette befestigt war, wodurch das Wasser durch ein faustdickes Rohr herab stürzte. Vor diesem Spülsystem hatte ich stets grossen Respekt, ja gar Angst, denn eines Tages, als ich es wie gewohnt betätigt hatte, war das Rohr zur Güllengrube verstopft, so dass sich das Wasser staute und das AB zum Überlaufen brachte. Ich geriet dermassen in Panik, dass sich das Unheil noch jahrelang in meinen Träumen wiederholte und mich schreckerfüllt erwachen liess. Noch heute gerate ich schnell einmal in Panik, wenn das Wasser in einer WC-Schüssel relativ hoch steigt. In solchen Fällen versuche ich den Wasserfluss sofort

zu unterbrechen.

Auch die Wohnungsheizung war äusserst einfach, wie dies zu jener Zeit üblich war. Geheizt wurde mit einem Kachelofen, der in der Stube stand und den man von der Küche aus mit Holz, mit Kohlen-Eiern oder Briggli feuerte. Da keine zentrale Warmwasserversorgung vorhanden war, konnten die Zimmer nicht direkt geheizt werden; trotzdem mag ich mich nicht erinnern, dass wir gefroren hätten. Selbst dann nicht, wenn in sehr kalten Nächten die Fenster mit Eisblumen geschmückt waren.

In den Stubenofen mit den grünen Kacheln war ein rechteckiger Tunnel eingebaut, vor dessen Zugängen Metalltürli angebracht waren. In diesen Tunnel legte unsere Mutter an Winterabenden Steinsäckli oder blecherne Wärmeflaschen, die wir - letztere in eine Stoffhülle gesteckt - zum Einschlafen mit ins Bett nehmen konnten. Manchmal durften wir den Tunnel auch zum Aufheizen eines Apfels benutzen, den wir als besonderen Leckerbissen genossen. In der ungeheizten Zeit diente der Tunnel des Kachelofens gerne auch mal als Versteck für Geschenklein und zur Unterbringung verschiedener Utensilien.

Der Eingang zur Wohnung führte durch einen grossen Vorbau, den wir „Schopf“ nannten, da er mehrheitlich aus Holz gebaut war. Im hinteren Teil dieses Schopfes führte eine Türe zur Waschküche, die von Büchelers und von uns, aber auch von Fischers gemeinsam genutzt wurde. Dieser Raum war aus solidem Mauerwerk erbaut und, für seinerzeitige Verhältnisse, sehr gut eingerichtet: Ein holzgefeuerter Waschhafen - selbstverständlich der Marke Schulthess -, eine handbetriebene Mange, eine wasserbetriebene, mit Kupfer ummantelte Schwinge und ein grosses rechteckiges Doppelwaschbecken aus verzinktem Blech und breitem Holzrand standen zur Verfügung. Selbstverständlich gehörten zur Ausrüstung auch ein Waschbrett sowie ein Schöpflöffel und eine hölzerne Rührkelle. Auch eine grosse metallene Badewanne fand noch Platz in dieser Waschküche.

Ein Washtag war für meine Mutter ein strenger Tag. Der Waschkessel war mit Holz einzuheizen, hartnäckige Flecken in den Kleidern mit Kernseife auf dem Waschbrett vorzubehandeln, die Wäsche zu kochen, zu spülen, zu schwingen oder zu mangeln und schliesslich auf den langen Leinen entweder draussen oder in der Waschküche und im Schopf zum Trocknen aufzuhängen. Zum Schluss waren all' die Maschinen und Gerätschaften fein säuberlich mit „Sigolin“ oder anderen Mittelchen zu reinigen. Der Waschkessel allerdings konnte nicht abschliessend gereinigt werden, da darin noch Wasser heiss gekocht werden musste, denn am Ende eines Waschtages durften wir Kinder sehr oft ein Bad nehmen. In dieser grossen verzinkten Wanne, die so majestätisch auf ihren Metallfüssen in der Ecke stand. Ei, war das ein Erlebnis, so gemütlich in dieser schön geschwungenen Wanne im warmen Wasser zu liegen, den unverwechselbaren Duft des Waschtages riechen und das Widerhallen im Raum geniessen zu können. Von Zeit zu Zeit kam die Mutter und goss mit dem Schöpflöffel heisses Wasser nach. Wohlige Wärme durchflutete dann meinen Körper, so dass ich das Vergnügen gerne stundenlang genossen hätte. Doch wie es halt so ist: einmal geht auch die schönste Stunde - und manchmal auch heisses Wasser - zu Ende!

Zur Wohnung gehörte auch ein schöner Blätz Wiese und Garten. Dieser erstreckte sich gegen Süden und lag zwischen den beiden Gärten und Hühnerhöfen der Familien Bücheler und Ernst. Ein etwas angerosteter Metallzaun grenzte das Grundstück gegen Süden und Westen ab. Mitten in der Wiese stand ein Obstbaum, der nach einigen Jahren gefällt werden musste, da er alt und krank war. Die Fällaktion war ein ganz besonderer Tag, weil wir Kinder dem Vater dabei nicht nur zuschauen sondern ihm auch helfen durften. Allerdings nur bei den ungefährlichen Tätigkeiten. Das grosse Erlebnis war jener Moment, wo wir Kinder am Seil in jene Richtung ziehen durften in die der Baum zu fallen hatte. Obschon er beinahe von alleine umfiel, waren wir stolz auf unsere Arbeit.

Rund die Hälfte des Areals war Pflanzgarten. Dieser erstreckte sich von der südlichen Grenze des Grundstücks bis zum holprigen Quartiersträsschen und war gegen dieses durch ein niederes Mäuerchen mit aufgesetztem Zaun abgegrenzt. Dessen Drähte waren beklettert von Wicken, die alljährlich in den verschiedensten Pastellfarben blühten. Nicht nur die eigene Wiese war für uns Kinder ein wunderbarer Spielplatz sondern auch der plattenbelegte schmale Vorplatz entlang der südlichen Hausfront, an der eine beachtliche Menge Scheiter bis unter die Fenstersimsen zur Lagerung aufgebiegt waren. Dieser Vorplatz diente auch Fredi, dem Sohn der Familie Bücheler, als Freilicht-Reparaturwerkstatt für sein Rennvelo. Fredi fuhr in seiner Freizeit Velorennen, unter anderen auch die berühmte „Züri Metzgete“. Klütterte er vor oder nach einem Rennen an seinem Velo, so geschah es immer wieder, dass er mit dem Werkzeug abschlipfte und sich weh tat. Und was dann geschah kann man sich kaum vorstellen: er fluchte, dass einem die Angst packte. Reihte, ohne zwischendurch Atem zu holen, die schlimmsten Ausdrücke aneinander, so dass wir Kinder völlig erschrocken dastanden und nicht wussten, ob wir zuhören oder wegrennen sollten. „Gäll, Mami, huere Siech und verdammte Sauhund sagt man nicht!?“ fragte ich dann am Abend jeweils meine Mutter genüsslich. „Nein Hansli, sowas sagt man nicht“ antwortete meine Mutter dann und fragte mich, wo ich denn das wieder gehört hätte. „Vom Fredi Bücheler“ gab ich ihr zur Antwort und war froh, die Flüche ungestraft wiederholt haben zu dürfen.

Fredi Bücheler schrieb mir 50 Jahre später in einem Brief die folgenden Zeilen: „Ich mag mich gut an Dich erinnern, Du warst ein gescheites Bürschchen. Deine Grossmutter musste Dich oft hüten (Du warst etwa vierjährig). Sie drohte Dir mit dem Teufel, wenn Du nicht artig warst. Du sagtest ihr: ‚Hol‘ den Teufel, ich möchte ihn einmal sehen!‘ “. Und Fredi erzählt in seinem Brief von einem seiner Erlebnisse mit mir: „Ich hatte ein Luftgewehr, in dessen Lauf die unreifen Traubenbeeren passten. Einmal habe ich Dir extra ins Bein geschossen. Ich kann das heute nicht begreifen, hatte ich doch das ganze Leben keine sadistische Ader.

Dein Vater hat mich gestellt und mir Prügel versprochen, wenn ich dies nochmals mache. Ich hätte Prügel verdient ...“

Fredi s Eltern waren sehr liebe Leute. Ich mag mich nicht erinnern, von Frau Bücheler, wie auch von ihrem Mann, je ein böses Wort gehört zu haben. Da Frau Bücheler nicht auswärts berufstätig war, verbrachte sie den Tag in der Regel daheim, besorgte den Haushalt, erledigte Gartenarbeiten, fütterte die Tiere und war uns gegenüber allzeit hilfsbereit. Ihr Mann widmete sich in seiner Freizeit intensiv dem grossen Garten, dessen Gemüse er im Herbst teilweise in einer eigens erstellten „Kühltruhe“ zwischenlagerte. Dazu schaufelte er im Garten ein gut ein Meter tiefes Loch, das er mit Laub und Holzbrettern ausstaffierte. Da legte er das Gemüse rein, deckte es mit Brettern zu und schüttete Erde darüber. Mit dieser Methode liess sich das Gemüse offenbar schadlos überwintern. Er schnitt und spritzte die Bäume, pflegte Stauden und Sträucher und züchtete Hühner. Dazu besass er einen eigenen Brutapparat, und wenn wieder mal Küken aus den Eiern schlüpften, so rief er auch schon mal uns Kinder herbei, damit wir dies beobachten konnten. Die Hühner metzgete er selbst. Dazu packte er das Huhn und schlug ihm auf dem Scheiterstock mit einem Beil den Kopf ab – ein äusserst schneller Tod. Einmal beobachteten wir Kinder, wie ein Huhn kurz nach der Vollstreckung ohne Kopf über die Gartenbeete flog. Das seien die Nerven, die ohne Hirn noch funktionierten, klärte uns Herr Bücheler auf.

Unser Nachbar hatte aber noch ein anderes interessantes Hobby – das Fotografieren. Er schoss nicht nur Bilder sondern entwickelte sie auch selbst in seinem gut ausgerüsteten Hauslabor. Leider besitze ich aus jener Zeit nur einige wenige Fotos, Herr Bücheler aber verfügte über eine beachtliche Sammlung. Mit Hilfe dieses Fundus' liessen sich viele Erinnerungen aufleben.

Eines Tages fiel Herr Bücheler beim Bäumeschneiden in einer nahe gelegenen Liegenschaft von der Leiter und verstarb. Wieso gerade er? Er, der doch stets so

liebenswert zu uns allen war. Und wieso ausgerechnet wegen eines Baumes, dessen Pflege er sich aus Liebe zur Natur angenommen hatte? Viele Jahre später bot mir seine hinterlassene Frau Fotos aus seinem Archiv an. Ich „fand aber nie Zeit“ bei ihr vorbei zu gehen, schob den Besuch vor mich hin, und jetzt, wo Frau Bücheler längst verstorben ist, ist es zu spät. Ich hatte eine Gelegenheit verpasst - einmal mehr!



Brändliacker (Nordseite). Rechts: Bauernhaus Haag mit Schopf. Mitte: Zusammengebaute Liegenschaft Scheppeler und Ernst. Links: Haus mit Wohnung von Fischers (ganz links) sowie Büchelers und uns (noch ein Fenster sichtbar). Ganz unten: Bahngleise der ehemaligen ÜBB.



Brändliacker ca. 1954. Von links: Karl, Margrit, Christel Dowidat (Cousine) und ich. Links sichtbar: die äusserste Ecke des „Schopfs“

## Der kleine Ausreisser

Eine meiner Stärken, zumindest im Vorschulalter, war offenbar das Ausreissen von zu Hause. Nicht etwa, dass es mir bei meinen Eltern nicht gut gefallen hätte, nein, ganz im Gegenteil. Aber ich zeigte schon sehr früh einen besonderen Hang zu kleineren Entdeckungsreisen.

Es musste 1950/51 gewesen sein, als meine Mutter das Verlangen hatte ihre Verwandten in Deutschland zu besuchen. Und ich durfte sie dabei begleiten. Die Bahnreise führte uns in ihre Heimatstadt Solingen sowie nach dem angrenzenden Wuppertal. An die Reise bis zur deutsch-schweizerischen Grenze vermag ich mich nicht mehr zu erinnern. Wohl aber an die Reise auf deutschem Gebiet, wo der Zug von einer riesigen Dampflok gezogen wurde, deren Rauch und Russ bei offenem Fenster ins Wageninnere eindringen und dunkle Spuren auf den Gesichtern der Reisenden und am Interieur hinterliessen. Wie mir meine Mutter später erzählte, trat ich bei jener Fahrt als lustiger Unterhalter auf, der den Leuten die lange Reise etwas kurzweiliger zu gestalten vermochte. Gerne schaute ich aber auch zum Fenster hinaus, staunte ob der riesigen Schiffe, die still den Rhein auf- und abwärts tuckerten. War fasziniert von diesen teils bedrohlich tief im Wasser liegenden Lastkähnen, auf denen Wäsche an langen Leinen flatterte und vom eigenartig dumpfen, fast etwas Furcht erregenden Ton der Schiffshörner, der hin und wieder zu uns herüber drang.

Als wir in Solingen bei Tante Ella, einer von Mutters Schwestern, zu Besuch weilten, durfte ich alleine auf einem Plätzchen vor deren Haustüre spielen. Irgendwann musste mich die in mir steckende Entdeckerlust gepackt haben, so dass ich mich unbekümmert auf einen Streifzug in die grosse Stadt begab. Bald einmal stiess ich auf eine Einrichtung, die mich offenbar ganz besonders in den Bann zog, da ich so was noch nie zuvor gesehen hatte: ein Depot der Städtischen Strassenbahnen. Als ich mich g'wundrig in die riesengrosse Halle begab, kamen

zwei Männer auf mich zu und erkundigten sich nach dem Grund meines Besuchs und, da sie meine Antwort nicht verstanden, auch nach meinem Namen. Offenbar erklärte ich ihnen in meiner für sie unverständlichen Sprache, dass ich „de Hansli Chägi us de Schwyz“ sei, worauf die beiden mich zuerst ratlos betrachteten, um sich danach zu beraten, was sie in einem solchen Fall wohl unternehmen sollten. Das Glück wollte es, dass zufälligerweise eine Frau mit Kinderwagen am Depot vorbei kam, die mich erkannte und wusste, dass ich bei ihrer Nachbarin zu Besuch weilte. Sie erklärte den Männern den Sachverhalt, worauf diese ihr erleichtert und erheitert gestanden, dass sie meinen Kauderwelsch nicht verstanden und deshalb angenommen hätten, dass es sich um ein Kind handle, das „nicht so richtig im Kopf“ sei. Die Frau nahm mich nun mit und brachte mich zu ihrer Nachbarin und zu meiner Mutter zurück. Es sollte nicht das einzige Mal gewesen sein, wo man mich irgendwo aufgriff und dafür besorgt war, dass meine Eltern mich zurück erhielten.

So traf man mich ein ander' Mal als kleines Büblein beim Bahnhof Wolfhausen, der mit Einstellung des Betriebes der Üeriker-Bauma-Bahn (ÜBB) Anfang Oktober 1948 stillgelegt wurde. Mit einem Spielzeugbahnhof aus Blech unter dem Arm wartete ich dort allein und verlassen auf einen Zug, der mich nach Hadlikon bringen sollte. Als mich jemand fragte, was ich denn vor hätte, gab ich zu verstehen, dass ich die „Bims“, also die Geschwister Grimm, besuchen wolle. Da man mich im Dorf ja kannte, wusste man auch wohin ich gehörte und so brachte man mich wohlbehalten zurück zu meiner Familie.

Eine etwas grössere Reiselust musste ich verspürt haben als ich mich im Alter von etwa vier Jahren auf eine nachmittägliche Wanderschaft begab, die mich bis an den Dorfrand der Nachbargemeinde Hombrechtikon führte. Da ich gegen Abend den Heimweg nicht mehr fand, begab ich mich in ein Restaurant in der Nähe des Tobelranks und bat um Hilfe. Die dort anwesenden Leute entlockten mir meinen Namen und meine Adresse. Aufgrund dieser Informationen telefonierte der Wirt in



den „Frohsinn“, das seinerzeit von der Familie Gantner geführte Restaurant an der Ecke wo die Brändliackerstrasse von der Dorfstrasse abzweigt. Da meine Eltern über keinen Telefonanschluss verfügten, begab sich einer der Gäste zu ihnen und meldete meinen Aufenthaltsort. Daraufhin fuhr mein Vater mit dem Velo nach Hombrechtikon und holte dort seinen kleinen verlorenen Sohn ab. Erleichtert durfte ich im metallenen Sitzli Platz nehmen, das direkt hinter der Lenkstange montiert war. Weder Mami noch Papi schimpften mit mir; sicherlich waren sie ebenso froh und glücklich wie ich, dass wir wieder zusammen waren.

Es gäbe noch das eine oder andere Erlebnis meiner Ausreisserei zu erzählen. Mir passierte halt oft das, was andern Kindern eben auch passiert: ich vergass mich beim Spiel und auf Entdeckungsreisen. Immer aber kam ich unversehrt nach Hause, immer war mir das Glück hold. Das Glück, welches wir ganz einfach „Schutzengel“ nennen.



Der kleine Ausreisser (ca. 1950)



Kartenausschnitt von Wolfhausen mit Brändliackerstrasse und Bahnhofgebäude (beide markiert)

## Der Samichlaus kommt

Früher war der Samichlaus nicht immer der liebe und gütige Mann wie man ihn heute kennt. Es waren oft nicht Männer, die Kindern und Erwachsenen einfühlend ihre Fehler vorhalten, um sie danach mit schönen Geschenken oder feinen Sachen zu verwöhnen. Nein, es waren manchmal Gestalten, die eher an Poltergeister erinnerten, die sich wie wild gewordene Kapuziner benahmen, verbal und mit der Fitze drohten und Angst und Schrecken verbreiteten. Ein solch beängstigender Chlaus besuchte unsere Familie am 6. Dezember jenes Jahres, als ich etwa fünf oder sechs Jahre alt war.

Dunkelheit lag über dem schneeverzauberten Quartier. Nervös und gespannt erwarteten wir Kinder an diesem kalten Winterabend die Ankunft des Chlauses, versuchten uns in der Phantasie vorzustellen, wie er wohl aussehen und was er uns Gutes mitbringen würde. Als es vor der Schopftüre stampfte und bimmelte und kurz danach an die Wohnungstüre polterte, machten wir Kinder uns auf unseren Stühlen so klein und unsichtbar als nur möglich. Kaum hatte Mami dem erwarteten Ankömmling die Türe geöffnet stand, er auch schon in der Küche. Eine hagere Gestalt, in eine dunkle Kutte gehüllt, die Kapuze über die Stirn gezogen, mit schwarzen Lederhandschuhen ausgerüstet und schweren schwarzen Schuhen, die unter dem langen Mantel hervorguckten. Sein grosser, nach unten gekrümmter Schnauz und der lange, weissgraue Bart verdeckten den Mund beinahe vollständig. Das einzig Freundliche an ihm waren seine roten Backen, die ihre Leuchtkraft wohl eher vom Alkohol als von der Schminke oder von der Kälte erhalten hatten. Mit der linken Hand umfasste er auf Brusthöhe einen Jutesack, der, über seine Schultern gelegt, etwas plump an seinem Rücken baumelte. In der rechten Hand hielt er die Bimmel, mit der er seine Ankunft angekündigt hatte.

Als Erstes machte er uns mit dumpfer merklich verstellter Stimme weis, dass er direkt aus dem tiefen dunklen Wald zu uns gekommen und vom langen

Fussmarsch müde sei. Nach seiner kräftigen Stimme zu schliessen war dem allerdings kaum so; viel eher schien es, dass er seinen Durst zuvor mit einem rechten Schlegel Bier gelöscht hatte. Dann kramte er irgendwo ein dickes, mit Packpapier umhülltes Buch hervor und schlug es auf, um die darin eingelegten Notizen meiner Eltern zu konsultieren. Bei der Interpretation des handgeschriebenen Sündenregisters kamen Margrit als liebes Mädchen und Karl als Dreikäsehoch ohne Drohung davon – ganz im Gegensatz zu mir. Meine wohl grösste Unsitte war, dass ich meist vergass die Finken anzuziehen. Und genau das war im Klagebuch notiert. Um dieser schlechten Angewohnheit ein und für alle Mal abzuhelpen, ergriff der selbst ernannte Lebkuchen-Eremit eine der wirksamsten Massnahmen: Mit beinahe brutaler Stimme stellte er unmissverständlich klar, dass es das letzte Mal gewesen sei, dass ich ohne Finken in der Wohnung herum gelaufen sei. Dann schwang er den Sack vom Rücken, öffnete ihn und entnahm ihm eine Fitze, vor der wir Kinder einen heillosen Respekt hatten. Um den Ernst seiner Forderung zu unterstreichen packte er mich am Wickel, drückte meinen Kopf in den grossen Jutesack und drohte, dass er mich beim nächsten Besuch mitnehmen werde, falls keine Besserung eintrete.

Das war zu viel für mich. Ein Bächlein warmes Wasser lief mir die Beine hinab und bildete einen kleinen Tümpel auf dem Küchenboden. Nun liess der Furcht erregende Bölimaa von mir ab. Ich zitterte vor Angst, weinte und flüchtete zu meiner Mutter, die mich in ihre Obhut nahm und mich zu beruhigen wusste. Auch die vom Chlaus zum Schluss auf den Fussboden ausgeschütteten Nüssli, Mandarinen, Lebkuchen, Orangen und Schöggeli vermochten das schreckliche Erlebnis nicht in eine gute Erinnerung umzuwandeln. Und so ist mir denn eine gewisse Angst vor verkleideten Leuten bis ins Jugendalter geblieben.



## Im Erholungsheim

Offenbar war ich im Kindergartenalter und zu Beginn meiner Schulzeit nicht gerade das gesündeste Kind. Jedenfalls stellte der Hausarzt fest, dass ich stets bleich und schwächlich war. Zudem meinte er, dass ich eine „Hühnerbrust“ hätte, einen also zu schmalen, nicht gut ausgebauten Brustkorb. So ganz verwunderlich war das ja nicht, war meine Mutter mit mir doch in der Endphase des Krieges schwanger, in einer Zeit also, wo es an ihrem seinerzeitigen Wohnort in Deutschland praktisch an Allem fehlte. Und auch die physische und psychische Belastung während jener Zeit muss immens gross gewesen sein. Jedenfalls nahm mich meine Mutter eines Tages mit zu Doktor Lietha nach Bubikon, wo dieser mich gründlich untersuchte.

Nicht schlimm war sie, die Prozedur mit dem kalten runden Metallstück, das er mir an verschiedene Stellen von Brust und Rücken hielt, während ich tief ein- und ausatmen musste, derweil er intensiv an den in seinen Ohren hängendem Bügel horchte. Unangenehm hingegen empfand ich den Stupf mit dem kleinen spitzigen Metallplättli in meinen Mittelfinger, auf dem sich danach ein Blutropfen bildete, den er in ein Glasröhrchen verschwinden liess. Und als der Doktor mit einem Holzstäbchen in meinem Rachen herum strich, verfiel ich beinahe in Panik. Diese Prozedur löste bei mir Brechreiz aus, und ich hatte das Gefühl ersticken zu müssen.

Das Ergebnis des Untersuchs war wohl schon zum voraus klar: Ich musste für einige Wochen zur Kur in ein Erholungshaus. Als Aufenthaltszeitpunkt wählte man die beiden letzten Schulwochen der ersten Klasse und die darauffolgenden Frühlingsferien.

Die Reise zum Erholungsheim nach Adetswil war, wie mir ein Kenner jener Zeit erzählte, nicht ganz unbeschwerlich. Zuerst ging's mit Velo oder Bus nach

Bubikon. Von dort aus nahmen Reisende den Zug nach Wetzikon, von wo aus eine Eisenbahnlinie via Hinwil nach Bäretswil führte. An diese Reise mag ich mich mit dem besten Willen nicht mehr erinnern, hingegen sehe ich das Bild noch vor mir, wie meine Mutter ihr Fahrrad vom Bahnhof Bäretswil nach Adetswil und dann das steile Strässchen hinauf ins Erholungsheim schob. Ich neben her. Auf dem Packträger hatte sie den Koffer mit meinen Utensilien für den Aufenthalt geladen.

Das Erholungshaus lag einige Minuten Gehweg oberhalb Adetswil, direkt am Waldrand. Ein mächtiges Haus mit einer Menge Fenster, einer grossen Terrasse, viel Umschwung und einer prächtigen Aussicht. In jedem Zimmer waren mehrere Kinder – ich glaube es waren alles nur Knaben – untergebracht. Für die Einnahme der Mahlzeiten stand ein geräumiger Esssaal bereit, der stets einen Duft verbreitete, der an eine Mischung von Frühstück und abgewaschene Holztische erinnerte. Das Haus, der Umschwung und das angrenzende Waldstück boten eine Fülle von Möglichkeiten zum Spielen und Verweilen. Vorschrift war, dass man sich nur in einem begrenzten Gebiet aufhalten und dieses verständlicherweise nicht verlassen durfte.

Der Kurbetrieb erfolgte nach einem straffen Tages- und Wochenplan. Zu den von mir besonders geschätzten Aktivitäten zählten die lockeren Spaziergänge in die nahe gelegenen Wälder, wo wir unter anderem auch Gelegenheit erhielten Hüttchen aus Stecken, Ästen, Rinden, Moos und Reisig zu bauen. Wenn es die Zeit erlaubte, entstanden mitunter auch beachtliche Hütten, in die man sich alleine oder mit ein paar Kindern zusammen verkriechen konnte und die man bei einem der nächsten Spaziergänge noch weiter ausbauen oder verschönern konnte. Begleitet wurden wir auf diesen Nachmittagswanderungen von einer jungen Frau, die uns in der Regel genügend Zeit und auch Freiheiten zum Austoben – aber nicht zum Streiten – liess. Nicht umsonst habe ich diese Ausflüge bis heute in allerbesten Erinnerung behalten.

Im Übrigen bestanden für den allgemeinen Betrieb im Erholungsheim recht strenge Regeln. So musste beispielsweise alles gegessen werden was einem auf den Teller geschöpft wurde. Das ging soweit, dass Kinder, die mit dem Verzehren der Speise mal Mühe hatten, noch eine Zeit lang sitzen bleiben mussten um fertig zu essen. Weigerten sie sich, bekamen sie den Rest unter Umständen am Abend nochmals vorgesetzt. Dass in einem solchen Haus Ordnung herrschen musste war mir ja klar. Nicht verstehen konnte ich aber, dass man uns drohte, im Falle von Ungehorsam in die „Räuberhöhle“ eingesperrt zu werden, in ein Estrichzimmer, von dem behauptet wurde, dass es ein Hornissennest beherberge. Darin einen Tag verbringen zu müssen löste in uns Kindern grosse Angst aus. Trotz gegenteiliger Behauptungen einiger Schicksalsgenossen glaube ich zwar nicht, dass je ein Kind dort arrestiert wurde.

Hin und wieder kam es vor, dass am Abend nach Beginn der Bettruhe, und nachdem wir Kinder am Einschlafen waren, eine der Betreuerinnen den Schlafsaal betrat, das Licht anmachte und uns befahl, ihr unsere Füsse zu zeigen. Ertappte sie einen der Knaben, der mit schmutzigen Füßen im Bett lag – sich also nicht an die Ordnung gehalten hatte – so nahm sie diesen mit. Was dann genau geschah sahen wir nicht. Wir hörten aber Wasser zischen, Schläge mit der Hand auf den blutten Körper klatschen und Schreie. In extremen Fällen schrieen solche „Zwangsgewaschenen“ wie junge Schweinchen, die man auf den Schlachthof führen will. Diese Schreie gingen mir durch Mark und Bein. Weinend kamen solche Opfer nach einer Weile wieder zurück ins Zimmer, schluchzten ins Kissen und rangen mit dem Einschlafen. Durchgeführt, oder zumindest angeordnet, wurden solche Strafaktionen stets durch Schwester Trudi, eine jungmittelalterliche ledige Tante, die von vielen Kindern gefürchtet war, und vor der ich noch mehr Angst als Respekt hatte.

Nach einiger Zeit wurde ich von Heimweh geplagt. Ich stand nachts auf, begab mich zum Fenster und schaute in die Dunkelheit, in die Ferne, wo meine Eltern

und meine Geschwister zuhause waren. Brünzelte immer wieder ins Bett. Überlegte mir, wie ich wohl nach Hause kommen könnte. Und so beschloss ich eines Tages, mich auf und davon zu machen. In einem günstigen Moment rannte ich zum Bahnhof nach Bäretswil hinunter und tippelte den Geleisen entlang, denn ich war überzeugt, dass diese nach Hause zu meinen Eltern führen mussten. Doch nach kurzer Zeit gab ich das Unterfangen wieder auf. Es war schon etwas düster geworden, und beim Gedanken, was in der nächtlichen Dunkelheit so alles geschehen könnte, wurde mir Angst. So kehrte ich denn um und vermochte gerade noch rechtzeitig zum Abendessen in das Erholungshaus zurück zu kehren. Offenbar hatte niemand mein Wegbleiben bemerkt.

Zum Heimweh gesellten sich nach einigen Tagen auch noch die Wilden Blattern. Mit den Püggeli und Narben im Gesicht musste ich schrecklich ausgesehen haben, denn als meine Eltern nach längerer Zeit einmal zu Besuch kamen, erschraken sie sehr und beschäftigten sich mit dem Gedanken – wie sie mir Jahre später verriet – mich gleich mit nach Hause zu nehmen. Die Leiterin konnte sie aber überreden darauf zu verzichten.

Als Geschenk brachten mir meine Eltern ein aus Blech gefertigtes Spielzeugauto mit, das sich mit einem Schlüssel aufziehen liess. Dieses „Schuco“-Auto war ein Wunderwerk der Technik: Man konnte es auf einem Tisch fahren lassen, ohne dass es herunter fiel, und fuhr es in ein Hindernis, so drehte es einfach weg. Unglaublich für jene Zeit! – Und noch etwas hatten mir meine Eltern mitgebracht: ein fingerlanges getupftes Eselchen, das auf einem kleinen runden Holzsockel stand und sehr beweglich war. Kopf, Körper, Beine und Schwanz waren aus kleinen Holzrugeli gefertigt, getragen von einem Schnürchen-Skelett. Drückte man auf das runde Plättli, das unten im Sockel eingebaut war, so konnte man das Eselchen zu lustigen Bewegungen bringen. Es konnte nicken, die Beine vorne, hinten oder seitlich einknicken, den Schwanz in alle Richtungen bewegen und sich nach allen Seiten hinlegen.

Die beiden mitgebrachten Geschenke machten mir sehr grosse Freude und trösteten mich etwas über mein Heimweh hinweg. Ich musste die beiden Spielzeuge aber immer etwas im Auge behalten, damit sie möglichst lange unversehrt blieben. Im Erholungsheim galt nämlich die Regel, dass auch persönliches Spielzeug allen andern Mitbewohnern zur Benützung geliehen werden musste. Üblich war zudem, dass der essbare Inhalt ankommender Pakete auf alle Kinder verteilt wurde. Das war auch der Grund, weshalb ich vom Päckli mit Naschereien, das mir meine Eltern einmal zukommen liessen, praktisch gar nichts mitbekommen hatte. Sicher war das eine gewisse Enttäuschung, andererseits kamen durch diese Regelung auch solche Kinder in den Genuss besonderer Freuden, die nie ein Päckchen bekamen, weil sie aus armen Verhältnissen stammten oder schlicht niemand an sie dachte.

Die Zeit im Erholungshaus war für mich sicher nicht einer der schönen Abschnitte meiner Kindheit, aber für meine Gesundheit war sie eine erfolgreiche. Gestärkt, mit besserer Gesichtsfarbe und bereichert um viele Erlebnisse kehrte ich ins vertraute Elternhaus im Brändliacker zurück. Der Erfolg zeigte sich auch bei den beinahe täglichen, in der Regel freundschaftlichen, Raufereien ums Schulhaus, bei denen ich zuvor selbst Mädchen unterlegen war, nun aber immer öfters auch aus dem Kampf mit starken Buben als Sieger hervor ging.



Das Strässchen, das von Adetswil hinauf zum Erholungsheim führte





Erholungsheim (Aufnahmen ca. 1950)

(Die Dias für obige Abbildungen wurden mir freundlicherweise von Herrn Jörg Albrecht, Bäretswil, zur Verfügung gestellt).

## Ein gewöhnlicher Sonntag

Während ein paar Jahren besuchten Karl und ich die freiwillige Sonntagsschule, die von der reformierten Kirche für die Kinder der Gemeinde angeboten wurde. Sie fand – ausgenommen während der Schulferien – jeden Sonntag in einem Klassenzimmer unseres Dorfschulhauses statt.

Rechtzeitig am Morgen weckte uns die Mutter zum Frühstück. Sie achtete stets darauf, dass wir – ungeachtet des Wochentags – nie mit leerem Magen das Haus verliessen. Bei der Verabschiedung gab sie uns das bereit gestellte Milchchesseli mit, in das sie den Zettel mit der Bestellung für die Sennhütte legte. Geld für diese Besorgung gab uns die Mutter keines mit; da unsere Einkäufe von Frau Wirz, der Ehefrau des Sennhütten-Inhabers, laufend in einem Büchlein notiert wurden. Bevor wir uns auf den Weg machten, drückte die Mutter jedem von uns noch einen Batzen – ein Zehn-, Zwanzig- oder gar Fünziggrappenstück – in die Hand, den wir gut im Hosensack verstauten. Auf dem Weg zur Sonntagsschule, der direkt an der „Hütte“ vorbei führte, stellten wir das Chesseli vor die noch verschlossene Eingangstüre und begaben uns ohne Umweg zum Schulhaus.

Unterrichtet wurden wir durch Fräulein Brunschweiler, eine ledige Dame, die eine Zeit lang den „Konsum“ geführt hatte und von dieser Tätigkeit her im ganzen Dorf bekannt und auch sehr beliebt war. Ihr Unterricht ist mir positiv in Erinnerung geblieben: er war lebendig gestaltet und gut auf uns Kinder ausgerichtet. Es war nicht ihr Ziel, uns jungen Zuhörern einfach Bibeltexte einzutrichern, sondern uns anhand von Geschichten, Beispielen und der Zehn Gebote die christlichen Werte näher zu bringen.

Regelmässig und gerne gingen wir hin, freuten uns auf das kleine farbige Bildli mit biblischem Motiv und Spruch, das wir jeweils gegen Ende des Unterrichts geschenkt erhielten. Noch mehr freuten wir uns aber über den Schlussakt, den wir

kaum erwarten konnten: Beim Ausgang durften wir nämlich den mitgebrachten Batzen in ein Kässeli werfen, auf dem ein etwa 15 Zentimeter hohes Negerfigürchen montiert war. Beim Einwerfen der Münze bedankte sich das Negerli mit einem freundlichen Kopfnicken. Das machte uns stets grossen Eindruck, und so schenkten wir unseren Batzen denn mit Freude. Viel Geld kam da sicher nicht zusammen; hätte man aber den Inhalt eines Tages aller Kässeli in der ganzen Schweiz zusammen gezählt, ein rechter Betrag für die Ärmsten unserer Erde hätte sich da schon ergeben.

Auf dem Nachhauseweg durften wir nicht vergessen, jeweils noch bei der Hütte vorbei zu gehen, um das abgefüllte Milchchesseli und manchmal noch etwas Butter oder Käse abzuholen.

Vor unserer Heimkehr hatte die Mutter bereits mit der Zubereitung des Mittagessens begonnen, so dass wir bald einmal im Kreise der Familie gemütlich das feine Sonntagsmenü einnehmen konnten. Diese sonntäglichen Mahlzeiten hatten einen besonderen Stellenwert: Zum einen nahm sich die Familie fürs Essen etwas mehr Zeit als wochentags, und zum andern gab's dann meistens Fleisch, was unter der Woche aus finanziellen Gründen nicht möglich war. Gerne beobachteten wir jeweils unseren Papi, wie er solche Schlemmermahle sichtlich genoss. Allem voran dann, wenn's zu den Salzkartoffeln oder zum Kartoffelstock eine kräftige Bratensauce mit grossen Fettaugen gab, die ihm während dem genüsslichen Essen die Mundwinkel zum Glänzen brachte.

Am Nachmittag stand in jenen Jahren meist ein Familienspaziergang auf dem Programm, der uns – zumindest in den wärmeren Monaten – in der Regel nach Rapperswil führte. Der recht weite Weg dorthin war uns Kindern mit der Zeit genauestens bekannt. Vorbei am Schwöschterrain und hinab durchs romantische Gubelgässli gelangten wir zur Seestrasse, die direkt ins Städtchen führte. Manche Stunde verbrachten wir dort am Seequai mit seinen zahlreichen gedrunenen

Kastanienbäumen, mit seinen gemütlichen Bänkleins und der interessanten Hafenanlage, in der stets etwas los war. Auch ein Besuch auf dem faszinierenden Schlosshügel mit dem Damhirschgehege durfte nie fehlen, genau so wie ein Streifzug durch die Gässchen der Altstadt. Insbesondere auf dem Hin- und Rückweg über die teilweise etwas ruppigen Natursträsschen, aber auch beim nachmittäglichen Herumtollen, hatten wir stets darauf zu achten, unsere Sonntagskleider nicht zu verschmutzen oder gar zu zerreißen. Mutter war sich zwar gewohnt, ständig die Kleidungsstücke von uns Kindern flicken zu müssen, neue zu beschaffen kam hingegen nicht oder nur äusserst selten in Frage.

Jeweils beizeiten trat die Familie den Rückweg an – sofern man mich nicht wieder einmal verloren hatte. Offenbar schlenderte ich manchmal verträumt durch die verwinkelten Gässchen und fand hernach nicht mehr zur Familie zurück. Einmal wurde ich, völlig verzweifelt, gar von der Polizei aufgegriffen und von ihr im Auto durchs Städtchen chauffiert. Offenbar wollte es der Zufall, dass wir schon nach kurzer Distanz auf meine Eltern und Geschwister stiessen, die in der Nähe des Cafés Müller gerade dabei waren die Suche nach mir zu organisieren. Mit Gefühlen aus einer Mischung von Verwirrtheit, Glückseligkeit und Stolz entstieg ich dem polizeilichen Gefährt und gesellte mich erlöst zu den Meinen.

Meist marschierten wir den gleichen Weg zurück den wir gekommen waren; hin und wieder wurde aber auch der etwas weitere Weg über den Lenggis gewählt. Beide Routen boten einen unwahrscheinlich schönen Ausblick auf den Zürichsee und in die Alpen. Selbst auf dem Rückweg kam – mit einer einzigen Ausnahmen in all' den Jahren – das Einkehren in einem Restaurant nicht in Frage, da das Einkommen meines Vaters zu solchen Vergnügen nicht reichte. Wir Kinder wussten dies, kannten ja nichts anderes und bettelten schon gar nicht darum. Vielmehr genossen wir diese sonntäglichen Spaziergänge, die heute leider von vielen Menschen als sogenannter „Familiä-Schluuch“ verpönt sind.



Sonntäglicher Spaziergang: Auf dem Weg nach Rapperswil, unterhalb des „Schwöschterrains“ (ca. 1953)



Geschwister Kägi blicken vom Schwöschterrain zum Zürichsee, gegen den Etzel und in die Alpen



Ein Sonntagsausflug mit dem Auto kannte man zu jener Zeit kaum, da praktisch niemand über ein solches verfügte. Einmal aber, es muss etwa 1951 gewesen sein, kam unsere Familie in den Genuss eines unvergesslichen sonntäglichen Vergnügens: Herr Eierle, ein Bekannter meiner Eltern aus Deutschland, weilte für einige Tage bei uns zu Besuch und führte unsere ganze Familie mit seinem VW-Käfer auf den Klausenpass, in eine für uns völlig unbekannte Umgebung. Für uns Kinder die erste Fahrt mit einem Personenwagen - ein unglaublich eindruckliches Erlebnis.

## Heilende Wermutstropfen

Mit dem zweieinhalb Jahre jüngeren Karl spielte und unternahm ich eher wenig. Mir war eben das Glück beschieden, mit Charly Fischer und Margrit Ernst gleich zwei Kinder in meinem Alter als Nachbarn zu haben. Karl aber hatte niemand Gleichaltriger im Quartier und musste sich somit notgedrungen selbst beschäftigen. Wegen des Altersunterschieds zu uns schlossen wir ihn – nicht immer ganz unbewusst – in der Regel von unseren Aktivitäten aus. Auch wenn mir bekannt ist, dass Kinder in solchen Dingen nicht gerade einfühlsam sein können, tut mir mein Verhalten heute sehr leid.

Diese Umstände hatten sicherlich dazu geführt, dass sich Karl oft etwas einsam fühlte, wodurch sich bei ihm wahrscheinlich gewisse Rachegefühle aufbauten. So kam es immer wieder vor, dass er weinend beim Vater jammerte und behauptete, dass ich ihn umgeschupft oder ihm „den Haken gestellt“ hätte. Er beschuldigte mich selbst dann solcher Taten, wenn ich gar nicht zuhause war, den Nachmittag vielleicht beim Charly oder beim Heiri oder gar in der Schule verbracht hatte. Am Abend erhielt ich dann manchmal eine tüchtige Tracht Prügel auf den Hintern – und zwar nicht selten derart, dass die Mutter den Vater anflehte, er solle aufhören. Nützte ihr Bitten nichts, so stellte sie sich mutig zwischen uns, und ermöglichte mir damit, mich schützend hinter sie flüchten zu können. Auch wenn unser Papi stets ein äusserst gutmütiger und umsorgender Mensch war, diese ungerechtfertigten Strafen sind mir stets in schlechter Erinnerung geblieben. Vielleicht habe ich durch sie einiges an Selbstvertrauen verloren, vielleicht haben sie mich aber auch stark gemacht ...

Gerne denke ich an die Jahre im Brändliacker zurück. Und dies trotz der Tatsache, dass unsere Familie während jener Zeit den einen oder anderen Wermutstropfen zu schlucken hatte. Mein Vater, als Auslandschweizer in Deutschland aufgewachsenen und gelebt, und meine Mutter als Deutsche,

unterhielten sich zu jener Zeit gezwungenermassen in hochdeutscher Sprache. Mein Vater beherrschte zwar das Zürichdeutsch einwandfrei, doch war dieses von einem leicht hochdeutschen Akzent begleitet. 1945, nach Ende des Zweiten Weltkriegs, waren deutsche Staatsbürger oder hochdeutsch sprechende Personen in einigen Ländern nicht gerade das, was man „beliebt“ nennt; ja, sie waren bei gewissen Kreisen gar verhasst. Sie sollten offenbar für die Gräueltaten von Hitler und seinen Kumpanen büssen.

Obwohl meine Eltern das Tun der Nazis stets missbilligten und unter deren Machenschaften selbst litten, kam es vereinzelt vor, dass sie von Personen in der Schweiz verunglimpft wurden. Auch wir Kinder blieben davon nicht völlig verschont. In krassen Fällen wurde uns gar nahe gelegt, doch dorthin zurück zu kehren wo wir hergekommen seien. Und man meinte, die „Schwaben“ hätten hier in der Schweiz ohnehin nichts verloren. Auch wenn wir darunter manchmal etwas litten, wir lernten mit dieser Unbill umzugehen. Was blieb uns denn anderes übrig?

Margrit und ich bekamen in unseren ersten Lebensjahren naheliegend zu Hause ein gutes Hochdeutsch mit. Dies war für uns zumindest dann ein Vorteil, wenn in der Schule ein Text oder Gedicht vorgetragen werden musste. Dies geschah denn auch an einer Weihnachtsfeier der Sonntagsschule, an der jedes Kind ein auswendig gelerntes Sprüchlein vorzutragen hatte. Als ich an der Reihe war und meinen Text in schönem Deutsch vortrug, kicherten einige der anwesenden Eltern. Verunsichert durch die bisherigen Verspottungen empfand ich dies als Auslachen, fühlte mich beleidigt und legte zuhause meinem Mami und meinem Papi nahe, dass ich die Sonntagsschule nie mehr besuchen würde.

Trotz den Beteuerungen meiner Eltern, wie auch jener von Sonntagsschülern und Zuhörern, meinen Vortrag einfach „herzig“ gefunden zu haben, hatte ich Mühe dieses für mich negative Erlebnis zu verdauen. Es führte zumindest dazu, dass ich von jenem Moment an kein schönes Hochdeutsch mehr sprechen wollte, sondern

nur noch eine stark von Mundart geprägte Sprache, so wie wir sie beispielsweise von schweizerischen Politikern kennen. Dadurch war es mir möglich, mich klar von den offenbar unbeliebten Deutschen zu distanzieren. Da konnten die Lehrer mich noch so korrigieren, ich liess mich nie mehr davon abbringen.

Einer, der unsere Familie ihrer Sprache wegen ganz und gar nicht mochte, war der Dorfcoiffeur. Er hasste – sicher zurecht – die Nazis, übertrug seine Abneigung aber leider auch auf unschuldige Deutsche. Er meinte, wie man so sagt, den Sack und schlug den Esel. So geschah es denn, dass er meiner Schwester einmal einen Haarschnitt verpasste, der eine Reklamation nötig machte. Dies ertrug Coiffeur Ernst gar nicht und so beschimpfte er uns als „Schwaben“, die hier in der Schweiz nichts zu sagen hätten. Das waren schlimme Momente für uns.

Doch in diesem Fall kam die Wende zum Guten: Herr Ernst, seine Frau und seine Tochter wurden im Laufe der Jahre gute Freunde unserer Familie. Hatten Ernst's grossen Besuch, so musste – oder besser durfte – meine Mutter für sie jeweils frischen Kartoffelsalat zubereiten und liefern. Den „besten Kartoffelsalat der Welt“, wie Ernst's meine Mutter zu loben pflegten. Symbolisch für diese Freundschaft war auch die Tatsache, dass Hans Ernst noch in betagtem Alter von Wolfhausen nach Stäfa fuhr, um meinem gesundheitlich arg angeschlagenen Vater die Haare zu schneiden. Und dies zum äusserst freundschaftlichen Preis von einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen.

Über all' die vielen Jahre war Herr Ernst und seine Tochter Heidi für die Haarpflege unserer Familie zuständig. Mit grossem Können und viel Liebe zu ihrem Beruf verhalfen sie uns stets zu sehenswerter Haartracht. Mir jedenfalls zauberte er eine ansprechendere Frisur hin als mein Vater, der mir zuvor mit seinem eigenen handbetriebenen Schneidegerät einen Page-Schnitt verpasste, der mir viel Spott von Seiten der Dorfjugend eintrug. Immer wieder wurde ich gefragt, ob man mir zum Haareschneiden eine Schüssel oder einen Nachthafen



über den Kopf gestülpt habe. Solche Bemerkungen trugen sicherlich nicht zu meinem etwas angeschlagenen Selbstvertrauen bei. So war es für mich dann eine Erlösung als ich, etwas älter geworden, im Herrensalon von Coiffeur Ernst Platz nehmen durfte. Dort, wo vorne neben dem Spiegel ein fachmännisch gerahmtes Brustbild mit dem Autogramm von Radweltmeister Egli hing, den Hans Ernst offensichtlich sehr verehrte – wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, weil diese Berühmtheit in einem unserer Nachbardörfer wohnte.

Es war aber nicht nur das Foto von diesem Egli, was mich am Coiffeursalon von Hans Ernst so faszinierte und weshalb ich ihn stets gerne besuchte. Es war auch das echte Vergnügen, den massiven bequemen Ledersessel zu besteigen und sich in ihm in die Höhe liften zu lassen, von wo aus sich die Standkartons mit der Werbung für „Birkin“, „Silvikrin“, „Pitralon“ und andere Haar- und Rasierwässerchen in Ruhe betrachten liessen. Gar eine Art freundschaftlicher Beziehung entwickelte sich im Laufe der Zeit zwischen mir und den verschiedenen Utensilien, die rund um den grossen Spiegel in immer gleicher Ausrichtung am immer gleichen Standort fein säuberlich platziert waren.

Ich hatte zu jener Zeit noch derart dichtes Haar, dass die elektrische Schneidemaschine oft darin stecken blieb, was Herrn Ernst hörbar missfiel. Ganz im Gegensatz dazu wurde es dann beinahe feierlich, wenn er das Metallfläschchen mit dem Schläuchlein ergriff, um mit Fingerdruck auf das an dessen Ende angebrachte Gummipümpchen mein Haupt mit einer Parfümwolke einzunebeln. Den krönenden Abschluss fand seine Arbeit jeweils mit der Präsentation des Ergebnisses: Mit einem Handspiegel spiegelte er meinen Kopf aus allen Richtungen in den grossen Wandspiegel und schien stolz und erfreut, wenn er das Lob für seine gute Arbeit entgegen nehmen durfte.



## **Nette Bauersleute**

Zu den Personen, die mir in der Kindheit und Jugendzeit viele schöne und interessante Momente beschert haben, zählen die Bauersleute Haag und ihr Knecht Franz Meier. Franz war aber nicht, wie man im Dorfe so allgemein hin annahm, einfach nur Knecht; sondern war, wie Eingeweihte wussten, ein Neffe des Bauern. Er wurde vom kinderlosen Ehepaar Haag aufgenommen und wie ihr eigener Sohn behandelt.

Franz Meier war ein frohmütiger Mann, der stets freundlich zu uns Kindern war. Unzählige Male durften wir ihn begleiten, wenn er mit Ross und Wagen unterwegs war, durften uns entweder auf die Ladebrücke schwingen oder gar auf dem Kutscherbock Platz nehmen und ausnahmsweise auch mal die Zügel halten. Sein Ross reagierte exakt auf jedes seiner Kommandos: „vorwärts!“, „hü!“, „host!“, „haaaalt!“ und wie sie alle hiessen. Es gab kein Zweifel: die beiden verstanden sich wie gute Freunde. Das zeigte sich auch daran, dass Franz von der Peitsche, die griffbereit in der Metallhülse neben dem Bock steckte, nur zum Anspornen des Eidgenossen Gebrauch machte. Er liess sie zwar hin und wieder laut knallen, aber immer so, dass der Zwick den Rücken des Rosses möglichst nicht berührte; er wollte seinem treuen „Habermotor“ ja keinen unnötigen Schmerz bereiten.

Man konnte auf dem bäuerliche Anwesen aufkreuzen wann man wollte, immer hatte man das Gefühl, man sei willkommen. Den Franz fand man meist entweder im Stall oder irgendwo in oder um die Scheune. Pausenlos war er am Werken, gerade so, als gehörte der Hof ihm. – Wer weiss: vielleicht hatten die Haags den Betrieb zu jener Zeit ihm ja auch schon übergeben.

Herr und Frau Haag halfen eher im Hintergrund mit: kümmerten sich um den grossen Garten, die prächtige Rabatte vor dem Haus und das Hühnervolk. Auch sonst gab's für sie noch vielfältige Arbeiten im und ums Haus herum zu erledigen.

Und auch der Franz war froh, dass sie ihn bei den Stallarbeiten und der Einbringung der Ernte unterstützten. Frau Haag war auch zuständig für den Verkauf von Obst, Gemüse, Beeren und Eiern. Auch frische Kuhmilch besorgten wir bei ihr. Allerdings nur ausnahmsweise, beispielsweise weil uns der Hausarzt empfohlen hatte, dem Karl solche zum Trinken zu geben, da er – wie die Eltern uns erklärten – vom „Milchschorf“ befallen war.

Obst und Gemüse hatten Haag's in einem im Norden an das Bauernhaus angebauten Schopf gelagert. In diesen durfte ich Frau Haag begleiten, wenn ich im Auftrag von meiner Mutter bei ihr bäuerliche Produkte einkaufen durfte. Im schwachen Licht einer einfachen Deckenlampe stellte sie das Wäggut auf das hölzerne Podestchen der am Boden stehenden Waage. Danach hantierte sie solange mit verschiedenen eisernen Gewichtssteinen und dem Wägegut bis sich die beiden metallenen Schnäbel auf gleicher Höhe gegenüber standen. War dies der Fall, legte Frau Haag noch etwas Ware zu; schliesslich wusste sie, dass unsere Familie mit dem bescheidenen Zahltag meines Vaters auskommen musste und konnte uns so eine kleine Freude bereiten. Eine wirklich nette Geste, umso mehr als auch kleine Bauernbetriebe zu jener Zeit nicht auf Rosen gebettet waren und in der Regel um ihr Überleben zu kämpfen hatten. Land konnten sie nur selten verkaufen, und war dies mal möglich, dann lediglich zu einem für heutige Begriffe lächerlichen Preis.

Herr Haag war früher Bäckermeister und betrieb eine Bäckerei in den Lokalitäten des früheren „Landi“, der später „Konsum“ und danach VOLG hiess. Dies allerdings zur Zeit als wir noch nicht in Wolfhausen wohnten. Bei unserem Zuzug befand er sich bereits im Pensionsalter und war Eigentümer des Bauernhofes. Da ich keinen Grossvater hatte – beide Grossväter waren vor meiner Geburt gestorben – genoss ich die ruhige und liebevolle Art des alten Mannes. Geduldig erklärte er mir die Ärbetli, die er um Haus, Hof und Hühnerstall herum zu verrichten hatte, zeigte mir viel Interessantes, das überall in seinem Reich

anzutreffen war. Er sprach – wie ich dies auch beim Franz beobachtete – mit seinen Tieren als wären es Menschen, und es machte den Eindruck, sie verstünden seine Worte und gäben manchmal gar Antworten darauf.

Er bedeutete mir viel, der liebe alte Herr Haag mit seinem Gehstock, dem weissen Haar und dem dunkelfarbigem Gilet, das er meist trug. Behutsam zog er von Zeit zu Zeit die an einem silbernen Kettchen befestigte Taschenuhr aus dem Gilet-Täschchen hervor und öffnete vorsichtig das verzierte Deckelchen, hinter dem verborgen die Zeit lief. Vielleicht war es ja weniger das Interesse an der aktuellen Uhrzeit als vielmehr sein innerer Drang, mir mit stolzer Präsentation seines feinmechanischen Wunderwerkes Freude bereiten zu können.

Auch wenn der Meier Franz ein gutmütiger und stets humorvoller Mensch war, gewisse Dinge konnte er nicht ertragen. Beispielsweise die Unart von uns Lausbuben, die untersten Äste des Kirschbaums herunter zu zerren um die herrlich süssen Früchte zu pflücken. Denn dabei rissen Blätter und Äste ab, was den Franz wütend machte. Fragten wir hingegen höflich, so stellte er uns bereitwillig eine Leiter in einen seiner beiden nur durch die Brändliackerstrasse getrennten Kirschbäume, und wir durften von den süssen Früchten essen bis uns der Bauch beinahe platzte. Die Leiter besteigen durften wir allerdings nur in seiner Anwesenheit. Wir kannten seine Grosszügigkeit, und trotzdem schlichen wir uns immer wieder zu diesen Bäumen, vergewisserten uns, dass der Franz nicht auf einer der Leitern am Ernten war und machten uns vom Boden aus an den untersten Ästen zu schaffen.

Selbstverständlich geschahen solche „Raubzüge“ immer nur dann, wenn wir zu zweit oder als kleine Clique beisammen waren. Entdeckte uns der Franz, so liess er uns vom Hof aus schrille Pfiffe zukommen. Sekunden später näherte er sich uns eilenden Schrittes. Immer aber blieb uns genügend Zeit, rechtzeitig abzuhausen und uns in der Umgebung zu verstecken. Unerledigter Dinge zog der

Meier Franz dann wieder in Richtung Bauernhaus. - Seit jener Zeit bin ich überzeugt, dass vom Baum gestohlene Kirschen besser schmecken als rechtmässig erworbene, und dasselbe gilt auch für Äpfel, Birnen, Trauben, Nüsse, ...

Gar kein schlechtes Gewissen mussten wir hingegen haben, wenn wir von den Eltern ausgeschickt wurden, frische Rossbollen einzusammeln, die sich auf unserem Quartiersträsschen finden liessen. Diesen „Ferdeäppeln“, wie unsere Mutter solches Fundgut zu nennen pflegte, sagte man eine ganz besonders positive Wirkung als Düngemittel für gewisse Pflanzen nach. So waren denn unsere Suchaktionen nicht nur nützlich für die Strassenbenützer sondern ebenso für den Garten unserer Eltern.

Eines Tages herrschte auf dem Hof von Haags grosse Aufregung. Die Kühe auf der Weide waren unruhig; ihre Muh-Rufe verrieten, dass irgend etwas mit ihnen nicht in Ordnung war. Einige von ihnen hatten derart dicke Ränzen, dass man befürchten musste, sie zerplatzten demnächst. Offenbar hatten sie, statt sich ausschliesslich dem Gras zuzuwenden, das gefallene Obst unter den Bäumen rücksichtslos aufgefressen. Dies löste bei ihnen eine schwere Kolik aus, so dass der Tierarzt gerufen werden musste. Dieser verfügte glücklicherweise zwar über einen Telefonanschluss, nicht aber über ein Auto. So erschien Veh-Doktor Krebs hoch zu Ross und ausgerüstet mit den notwendigsten medizinischen Utensilien auf Haags Bauernhof. Sofort begab er sich auf die Weide zu den leidenden Kühen und steckte einer nach der andern ein röhrenähnliches Instrument seitlich in den Körper. Wie eine Fontaine spritzte eine Art Güllenmost aus den geblähten Kühen. Anschliessend goss der Tokter aus einer mitgebrachten Flasche jedem der betroffenen Tiere noch einen tüchtigen Schluck eines wohl selbst zusammen gebrauten Elixiers in den Rachen. In kurzer Zeit war der Spuk vorbei, die Aufregung legte sich und die Milchtiere erholten sich rasch wieder.

Mein Kontakt zu Herrn und Frau Haag verlor sich im Laufe der Jahre. Nach ihrem Ableben erbte Franz das Bauerngut und bewirtschaftete es noch bis zum Pensionierungsalter. Ledig blieb der Meier Franz aber nicht: Im Alter wo sich andere aus dem Erwerbsleben zurück ziehen gab er sein Junggesellenleben auf und heiratete die Witwe Klara Tschumi, die Mutter meines Freundes Gottfried.



Bauernhaus, in dem Herrn und Frau Haag sowie ihr Knecht Franz Meier wohnten.  
Links noch sichtbar ein Teil der Scheune (Eingang zum Tenn).



Das Pferd des Meier Franz vor dem Stall. Reiter unbekannt  
(evtl. Nachbar Bruno Scheppler). Links die Brändliackerstrasse.  
Im Hintergrund die Kirschbäume von Haags Bauerngut.

## Langeweile – was ist das?

Die Zeit im Brändliacker war geprägt von einer Menge Erlebnisse mit den Nachbarskindern Charly, Margrit und Heiri. Charly war nicht nur einer meiner Klassenkameraden, sondern auch über viele Jahre hinweg mein bester Freund. Margrit besuchte ebenfalls die gleiche Schulklasse und war als Einzelkind froh, Freunde im Quartier zu haben. Der Heiri hingegen war ein ganzes Stück älter als wir drei und vermochte uns schon deshalb mit seiner Kraft aber auch mit seinen Einfällen immer wieder ins Staunen zu versetzen.

Aber auch ohne den Heiri wurde es uns kaum langweilig. Der grosse mit unserer Wohnung verbundene Schopf bot an regnerischen Tagen gute Möglichkeiten zu vielfältiger Beschäftigung. Dort durfte gehämmert, gesägt, genagelt und gefeilt werden, ohne dass jemand reklamiert hätte. Im Grossen und Ganzen spielte sich unsere Freizeitbeschäftigung aber im Freien ab. Wind und Wetter konnten uns nichts anhaben und selbst tiefe Temperaturen hielten uns nicht davon ab unsere Aktivitäten draussen auszuüben. Gegen die Winterkälte schützten wir uns mit Gestricktem: mit Pullover, Jäggli, Kappe und Handschuhen. Letzteren entledigte ich mich allerdings meist nach kurzer Zeit, da sie im Nu nass waren – sofern ich sie nicht, wie so oft, zum vornherein zu Hause vergessen hatte. Stundenlange Aktivitäten in bissiger Kälte vermochten meinen Körper offensichtlich abzuhärten, denn ich blieb wesentlich mehr von Grippe und Erkältungen verschont als jene, die bei geringstem Temperaturabfall dick eingepackt wurden oder aber zu den eigentlichen Stubenhockern gehörten.

Zum Hausteil von Charlys Eltern, den Fischers, gehörte ein gegen Osten und Süden ausgerichtetes grosszügig bemessenes Stück Land mit Garten, Wiese und Obstbäumen. An der Stirnfront des Hauses führten einige Treppenstufen hinunter in den Keller, dessen Wände weitgehend naturbelassen waren, zeigte sich doch rundum nackte Nagelfluh. Hoch über dem Eingang zum Keller war in die Fassade

eine breite Holztüre eingelassen, die nur geöffnet wurde, wenn dort oben etwas ein- oder ausgelagert werden musste. Dahinter befand sich nämlich ein riesiger Estrich, die „Winde“, wie wir ihn nannten.

An regnerischen Tagen erlaubte uns Charlys Mutter hin und wieder, diese Winde als Spielplatz zu benützen. War Margrit, unser Nachbarmädchen dabei, benutzten wir solche Gelegenheiten gerne auch mal zum „Tökterle“. Dabei spielte einer von uns abwechselnd den Patienten beziehungsweise die Patientin und simulierte ein Leiden an irgend einer Körperstelle. Es war nun Aufgabe des „Doktors“ beziehungsweise der „Doktorin“, den „Patienten“ beziehungsweise die „Patientin“ zu untersuchen. Selbstverständlich stiess man im Laufe eines solchen Untersuchs – wunsch- und erwartungsgemäss – auch zu jenen Körperstellen vor, die den Andersgeschlechtlichen selbst in der Badi verborgen blieben. Der einzige von uns Dreien der zu Hause stets gut aufgeklärt wurde war der Charly. Mit seinem diesbezüglichen Wissen vermochte er uns zu imponieren. Was man auch immer von solchem Tökterli-Spiel halten mag, geschadet hat es uns wohl kaum.

Sehr beeindruckt hat mich auch ein ganz anderes Erlebnis: die Herstellung von Briketts. Von Briketts in Originalgrösse - aber nicht aus Kohle sondern aus Altpapier. An einem Samstag-Nachmittag hatten Fischers auf der Südseite ihres Hausteils Bündel von Zeitungen und Heftlis bereit gestellt. Daneben standen mit Wasser gefüllte Kübel und eine kleine aber stabile Presse aus Holz- und Metallteilen. Als erstes galt es nun die Zeitungen zu zerreißen, zu zerknüllen und in den Kübeln unters Wasser zu drücken. Waren beide Kübel zum Überlaufen voll, so wurde das mit Wasser vollgesogene Papier von Hand so gut wie möglich ausgedrückt und dann in eine Form im unteren Teil der Presse gestopft. Nun war das Gegenstück der Presse in die Tiefe zu schrauben um die feuchte Pappe voll auszupressen. Diese nahm nun die Form eines Kohlenbriketts an, wurde dann der Presse entnommen und zum Trocknen der Hauswand entlang aufgereiht. In der heissen Sommerzeit dauerte es nicht manchen Tag bis die Briggli gut getrocknet



für den Winter als kostenloses Brennmaterial zur Verfügung standen. Diese Art von Abfallverwertung war zwar etwas aufwändig, vom Spargedanken her aber sicher zweckmässig und sinnvoll. Dass sie vom Umweltschutz her hätte bedenklich sein können war zu jener Zeit schlicht kein Thema.

Ein Ort wo wir uns auch gerne verweilten, war die alte Scheune des Bauern mit dem Pferd „Fanny“. In der angebauten Remise waren die landwirtschaftlichen Geräte untergebracht, die von Fanny über die Felder zu ziehen waren: ein lottriger Brückenwagen mit Stahlreifen um die Holzräder, ein gstabilig wirkender Heuzettler mit angerosteten Gabeln, ein einfacher Pflug mit Handgriffen, eine aus Stahl gefertigte Egge und ein nicht mehr ganz dichter, aus gekrümmten Brettern gebauter, Güllenwagen. An der Wand hingen Heugabeln, Rechen, Ketten und andere bäuerliche Utensilien. Der Raum war staubig, mit Spinnennetzen verziert, und aus den Ritzen der Bretterdecke quollen Heu- und Strohhalme hervor. Zwischen Gemäuer und Gebälke entdeckten wir eines Tages gar einige Fledermäuse, die – hängend – regungslos den Tag verschliefen. Auch ein alter, schwarzer, ziemlich ausrangierter Personenwagen, auf dessen zerschlissenen Vordersitzen man noch Platz nehmen konnte, war in dieser Remise untergebracht – offenbar vergessen gegangen.

Über eine Leiter im Tenn erreichte man den Heuboden, auf dem wir uns ganz besonders gerne aufhielten, und der uns an regnerischen Tagen Wetterschutz und gar eine Art Hüttenromantik bot. Spielgeräte oder Spielsachen benötigten wir in der Remise nicht und auch nicht auf dem Heuboden. Und dennoch wurde es uns nie langweilig. Fehlen nicht heute vielen Kindern, insbesondere in städtischen Agglomerationen, solche ältere und etwas verlotterte Gebäude? Bieten nicht gerade sie ein Stück jenes Freiraums, den wir benötigen um unsere Abenteuer- und Entdeckerlust befriedigen zu können?

Hin und wieder wählten wir aber auch einen Zeitvertreib, den man gemeinhin nicht

als sehr intelligent bezeichnet. So hielten wir uns eines Nachmittags an der Dorfstrasse auf, die zu jener Zeit nur sehr wenig befahren wurde. In den Nachmittagsstunden war es beinahe eine Seltenheit wenn ein Personenwagen, oder gar ein Lastwagen, vorbei fuhr. Irgendwie kamen Charly und ich spontan auf die Idee, einmal zu testen, wer von uns beiden der Mutigere sei. Und so warteten wir am Strassenrand, bis ein Lastwagen heran nahte. Noch in sicherer Distanz legten wir uns beide quer in die Strasse, so dass für den Laster ein Durchkommen nicht möglich war. Auf die Hupzeichen, mit dem der Chauffeur sein Kommen ankündigte, reagierten wir nicht, so dass dieser gezwungen war, sein Gefährt mühsam anzuhalten. Nachdem er sein penetrantes Horn nochmals ertönen liess und wir immer noch keinerlei Reaktion zeigten, stellte er den Motor ab und öffnete die Kabinentür. Das war nun der richtige Moment um sich aus dem Staub zu machen. Der Lastwagenfahrer versuchte uns zwar noch zu erhaschen, musste sein Unterfangen aber bald aufgeben, da wir – im Gegensatz zu ihm – mit jedem Durchschlupf und Versteck in der näheren Umgebung bestens vertraut waren. Aus sicherer Distanz hörten wir den Verfolger noch wütend einige Schimpfwörter rufen, bevor er verärgert zu seinem Laster zurück kehrte und in die Kabine kletterte.

Weniger glimpflich lief eine andere unserer wenig gescheiterten Aktionen ab. Gegenüber dem Restaurant „Frohsinn“, direkt an der Dorfstrasse, befand sich ein quadratisches mit Zementplatten eingemachtes Behältnis, in dem das ganze Jahr über Kies und Split gelagert wurde. Angeregt durch die grosse Menge Steinchen entwickelten Charly und ich die Idee, die vorbeifahrenden Fahrzeuglenker etwas zu necken. So füllten wir unsere Hände mit diesem Streugut und bezogen unsere Stellungen: Charly neben dem Kies- und Splitlager, ich auf der gegenüber liegenden Seite beim Restaurant „Frohsinn“. Kam ein Fahrzeug daher, warfen wir eine Hand voll unseres Wurfsgutes über die Strasse. Dabei achteten wir stets darauf, den Wurf für den Lenker möglichst unerwartet, also im letzten Moment, auszuführen. Nicht etwa um den Fahrer nicht zu gefährden, sondern einfach, um ihm keine Möglichkeit zu geben vorzeitig anhalten oder uns gar erkennen zu

können. Denn das hätte wohl unweigerlich das Versohlen des Hintern bedeutet, entweder direkt durch den Fahrzeuglenker, oder verspätet durch unsere Väter.

Von Zeit zu Zeit musste ich auf der gegenüber liegenden Seite neues Wurfgut beschaffen. Als der Feierabendverkehr begann, kamen die verschiedenen motorisierten und nicht motorisierten Vehikel – aus unserer Sicht endlich – in etwas kürzeren Abständen. Als mir just in dem Moment die „Munition“ ausging, als einige Fahrzeuge heran nahten, musste ich mich beeilen, rechtzeitig Nachschub herbei zu schaffen. Ich rannte über die Strasse, schnappte eine Hand voll der spitzigen Steinchen und eilte, offenbar blindlings, wieder zurück. An meinem angestammten Plätzchen kam ich allerdings nicht an, da ich direkt vor eine heran nahende Vespa lief. Dessen Fahrer gelang es nicht mehr, rechtzeitig anzuhalten. Ich wurde von der Vespa erfasst, stürzte zu Boden, verlor das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir kam erblickte ich neben mir die Vespa; sie lag glücklicherweise nicht am Boden, war auf ihrem Ständer aufgebockt. Um mich herum standen im Kreis einige Paare Schuhe, in denen Leute steckten, die mich von hoch oben anstarrten und irgend etwas am Gestikulieren und Debattieren waren. Reflexartig sprang ich auf und rannte wie ein gejagter Hase nach Hause. Offenbar war der Unfall glimpflich abgelaufen: ich war mit einer leichten Hirnerschütterung davon gekommen, hatte grosses Glück gehabt. – Mehr Glück als der Sohn des Bäckermeisters, der in jenen Jahren auf der Landstrasse von einem Töff überfahren wurde und auf der Unfallstelle verstarb. Sein Schutzengel hatte ihn schon in seiner Kindheit verlassen...



Meine ersten Gspänli: Margrit Ernst und Charly Fischer  
(Auszug aus dem Klassenfoto von 1953)

## Streifzug ins Blaue

Ein schöner, warmer, schulfreier Nachmittag. Charly und ich hatten mit Margrit, unserer Nachbarin und Klassenkameradin, abgemacht gemeinsam etwas zu unternehmen. Was, das wussten wir selbst dann noch nicht, als wir unseren „Streifzug ins Blaue“ starteten. Vom Brändliacker aus zogen wir einfach einmal ein kurzes Stück der Hauptstrasse entlang ins Dorfzentrum, wo sich rechter Hand die Milchhütte und linker Hand der grosse Platz vor dem Restaurant Freihof und der Bäckerei Baumann befand. Exakt vor diesem Platz führte eine schmale Strasse hinauf zur VERWO, zur Verzinkerei Wolfhausen. Bog man von der Hauptstrasse in dieses Strässchen ab, so war einem gewiss, dass man beobachtet wurde. Im Hause an dieser Ecke, der „Reblau“, wohnte nämlich eine ältere Frau, die gewöhnlich den ganzen Tag am Fenster sass und alles registrierte was sich ums Haus herum bewegte. Bei gutem Wetter hatte Frau Schaal, so hiess diese Frau, das Fenster geöffnet. Nicht nur um alles besser sehen und hören, sondern vielmehr um sich mit Vorbeigehenden, von denen sie die meisten kannte, unterhalten zu können. Ausgerechnet heute aber erschien ihr Kopf nicht im Fensterrahmen. Vielleicht war sie krank, vielleicht machte sie aber auch nur ein Mittagsschläfchen. Eigentlich waren wir froh, dass Frau Schaal uns nicht sah und uns nicht wie üblich zu sich rief, denn wenn man ihrem Ruf folgte und sich zu ihr ans Fenster begab, so überreichte sie einem Schokoladenstücke oder Guetzli. Diese hätte man an und für sich ja gerne entgegen genommen, hätten sie nicht ausnahmslos einen intensiven Geruch von Gampfer verbreitet, so dass einem der Gluscht zum vorne herein verging. So fein waren die Süssigkeiten auch wieder nicht, dass man sie vor Motten hätte schützen müssen.

Einige Meter weiter kamen wir zum Anwesen der Familie Häusermann, der ein kleiner Bauernbetrieb eigen war. Merkmal ihres Heimes waren die prächtigen Zierkürbisse, die aussen auf den Fenstersimsen sauber aufgereiht waren. Nirgends im Dorfe sah man derart bunte und formenreiche Kürbisse wie bei

Häusermanns. Herr Häusermann besorgte übrigens die Transporte der verstorbenen Dorfbewohner an den Abdankungstagen. In einem eigens für ihn bestimmten Einstellraum im Scheunentrakt hinter dem „Freihof“ war der tiefschwarze Leichenwagen untergebracht, der von Häusermanns Pferd gezogen wurde. Als Kind habe ich miterlebt, wie von einer älteren Verstorbenen Abschied genommen wurde. Der Sarg mit der Toten wurde vor dem Hauseingang hinter dem Konsum aufgestellt. Eine offene Luke im Sargdeckel erlaubte den Leuten das fahle Gesicht der Verstorbenen mit den feinen blauen Äderchen noch ein letztes Mal betrachten zu können. Danach wurde der Sarg auf den Leichenwagen geladen, der die selige Frau nach Bubikon auf den Friedhof brachte, gefolgt von einer stattlichen, ganz in Schwarz gekleideten Trauergemeinde. Der doch recht lange Weg konnte nur in gemächlichem Tempo zurück gelegt werden, da im Trauerzug auch ältere und leicht gehbehinderte Leute mitgehen mussten oder wollten. Irgend etwas Geheimnisvolles beinahe Beängstigendes musste der Leichenwagen an sich haben, denn immer wenn ich an jenem Einstellraum vorbei kam und die Türe offen stand regte sich in mir ein leichter Schrecken. Dies war auch am Tage unseres Streifzugs so, als der schwarze Wagen bei offenem Tor vermutlich auf seinen nächsten Einsatz wartete.

Ein kurzes Stück weiter kamen wir bei der Verzinkerei an, einem etwas schmutzigen Gebäude, zu dem man keinen Zutritt hatte, in das man aber bei offenem Haupttor einen Blick werfen konnte. Ein grosses gemauertes Becken, gleich einem Schwimmbassin, war gefüllt mit flüssiger Zinkmasse, die, den Dämpfen nach zu schliessen, erhitzt sein musste. Ein eigenartiger Geruch setzte sich in unseren Nasen fest. Und bei der Vorstellung, dass – wie man sich im Dorf erzählte – hier einmal ein Arbeiter gestolpert und in die Brühe gefallen sei, schauderte einem. Man war froh, beim Tor stehen bleiben zu müssen. Die wohl nicht ganz ungiftigen Dämpfe stauten sich im Dach der grossen Halle und wurden jeweils am frühen Abend durch die Dachklappen ins Frei abgelassen. Irgendwie hatten wir Mitleid mit den Arbeitern, die hier unter diesen Bedingungen ihr

tägliches Brot verdienen mussten. Der Direktor dieses Betriebes, der „Staube Geeni“, wohnte ganz in der Nähe und war nicht nur seiner angesehenen Stellung wegen im Dorf bekannt, sondern insbesondere wegen seines imponierenden Körperumfanges. Unser Vater meinte, dass der Staube Geeni zum Essen keinen Tisch benötige, da er den Teller direkt auf seinen riesigen Wanst stellen könne. Die bildliche Vorstellung dieser Schilderung verblüffte uns Kinder und löste stets grosse Heiterkeit aus.

Nahe der Verzinkerei stand ein scheunenähnlicher Bau, in den wir noch nie Einblick hatten und den wir diesen Nachmittag endlich einmal erkunden wollten. So schlichen wir, auf der Suche nach einer Eindringmöglichkeit, um das Gebäude – und hatten Glück: eine unverschlossene Nebentüre öffnete uns den Zugang zu einem etwas düsteren Raum. Nebst einigen Gerätschaften fanden sich hier verschiedene Materialien, vermutlich Eigentum der „Zinki“. Über eine Holztreppe gelangten wir ins Obergeschoss, wo wir eine fantastische Entdeckung machten: da waren – wir trauten unseren Augen nicht – eine grosse Anzahl Trampi-Autos eingelagert. Trampi-Autos für Erwachsene, jedes individuell gestaltet und in einer andern Farbe bemalt. Und auf jedes war mit grossen Ziffern eine Nummer aufgemalt, vermutlich eine Startnummer. Wie sehnhchst hatte ich mir doch schon seit langem ein Tretauto gewünscht. Wie oft hatte ich doch meiner Mutter die Hölle heiss gemacht, wenn sie mir erklärte, dass mein Vater mir aus finanziellen Gründen kein solches Gefährt kaufen könne. Hier standen sie nun, neben- und hintereinander gereiht und aufeinander gestapelt. Wer nur war wohl der Besitzer dieser tollen Fahrzeuge? Des Rätsels Lösung erfuhr ich viele Jahre später: Sie gehörten offenbar der örtlichen Fasnachtsgesellschaft und wurden in den Jahren zuvor an Veranstaltungen eingesetzt, die ich leider nie miterlebt hatte. Dass wir keines dieser Vehikel mitnehmen konnten war uns klar. Vielleicht hätten wir aber einfach die richtige Person finden und fragen müssen. Nur - hätte überhaupt noch jemand von der Existenz dieser Autos gewusst? Was ist mit ihnen später wohl geschehen?

Direkt hinter der Verzinkerei führte das Geleise der ehemaligen ÜBB durch. Hier war, auf einem Abstellgeleise, ein eigenartiges Schienenfahrzeug parkiert: eine Plattform auf vier kleinen Rädern, mit zwei Sitzbrettchen und einer vertikal angebrachten Stange mit zwei Griffen. Betätigte man diese Stange vor und zurück, so liess sich dieses Gefährt in Fahrt bringen. Wir hatten zuvor schon mal beobachtet, wie Männer sich mit diesem Vehikel in beachtlichem Tempo auf den Geleisen durch die Gegend gehandelt hatten. Und so beschlossen wir, es ihnen gleich zu tun, entfernten den Hemmschuh unter einem der Räder, hockten uns auf die Sitze und versuchten das lustige Gefährt in Bewegung zu setzen. Und siehe da, es funktionierte. Ein rechtes Stück legten wir damit zurück, vielleicht hundert Meter, genossen die einmalige Fahrt und vergassen beinahe, dass unser Tun eigentlich verboten war. Dachten, was wohl passieren würde, wenn uns auf diesem still gelegten Geleise trotzdem eine Rangierloki oder gar eine Komposition entgegen käme. So packte uns denn die Angst. Rasch hielten wir die rollende Plattform an, und es gelang uns, sie wieder in die andere Richtung zu bewegen, zurück an ihren angestammten Platz, wo wir den Hemmschuh wieder so unterlegten, dass kein Mensch etwas von unserer kurzen Entwendung ahnen sollte. Glücklicherweise hatte niemand unser Treiben bemerkt, auch der Staube Geeni nicht. Sonst wäre die Sache für uns kaum ohne Folgen geblieben.

Nun zog es uns weiter in Richtung Lochholz, zum nahe gelegenen Wald auf der sanften Anhöhe nördlich des Dorfes. Auf dem Weg dorthin führte ein schmales Weglein zuerst aufwärts durch ein kleines Wäldchen mit einigen Tannen, Buschwerk, Sträuchern und Hecken, und danach durch Wiesland oberhalb eines steilen Bordes, das mit langem verdorrtem Gras bewachsen war. Die dürren Halme lösten in uns das Verlangen aus, einen kleinen Blätz dieses Pörtlis in Brand zu setzen. Möglich war dies ja, da der Charly – wohl nicht ganz zufällig – ein Schächteli mit Zündhölzern in seinem Hosensack verstaut hatte. Ein einziger Versuch genügte und schon standen einige Büschel in Flammen. Aufregend war das für uns nicht besonders, hatten wir doch schon einige verdorrte Pörtlis am

Strassenrand angezündet. Diesmal aber hatten wir nicht damit gerechnet, dass eine leichte Brise das Feuer rasch ausbreiten und den Hang entlang treiben könnte, in Richtung Bäume, Buschwerk und Sträucher. Unsere Versuche, mit den eiligst herbei geschafften Ästen das Feuer zu löschen, blieben erfolglos. Wir wurden von der Angst gepackt, das Gehölz könnte in Brand geraten, und wir malten uns aus, was dann passieren würde. In der Panik kletterten wir den Hang rauf und rollten uns – wie Walzen – hinunter. Direkt über die Flammen, dort wo sie daran waren sich vorzufressen. Kletterten hastig wieder hinauf, rollten runter. Kletterten rauf, rollten runter. Immer wieder. Unglaublich, aber unsere Löschaktion war erfolgreich; das Feuer war unter Kontrolle. Die Kleider dreckig von der Erde und schwarz von der Asche. Ansonsten waren Haut, Haare und Kleider mehr oder weniger unversehrt. Einmal mehr hatten wir Glück, und wir schworen uns, künftig solche Zeuseleien zu unterlassen. Hofften, dass uns niemand gesehen und erkannt haben möge und die Aktion nicht noch ein Nachspiel geben würde.

Inzwischen war es späterer Nachmittag geworden. Wie spät genau konnten wir nicht wissen, verfügte doch keiner von uns über eine Uhr, und auch eine Kirche gab's im Dorf nicht: keine Zeit vom Zifferblatt, kein Stundenschlag. Und auch die Sonne konnte uns keinen Anhaltspunkt geben, da inzwischen graue Wolken aufgezogen waren. Sie deuteten an, dass die Witterung umschlagen würde, dass Regen im Anzug war. Dieser würde die letzten Räuchlein über dem verbrannten Bord löschen und helfen, die Narben im abgebrannten Wiesenbord bald zu heilen. So würde sich an der Brandstätte wieder niedriges Getier ansiedeln - den Platz von jenem einnehmen, das sich vor den tödlichen Flammen nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte.

Immer wenn wir etwas Dummes angestellt hatten mussten wir entscheiden, ob wir die Untat zuhause vorsorglich mitteilen sollten oder ob wir es drauf ankommen lassen sollten, dass die Eltern solches von Dritten erfahren. Den Blödsinn dieses Tages erzählten wir nicht – und hatten, wie sich danach zeigte - richtig gepokert.





Der „Freihof“ mit Restaurant und Bäckerei (Anbau an der Stirnfront). Unten im Bild die „Reblaube“ (Frau Schaal wohnte im Parterre). Oben links die Scheune von Herrn Häusermann.



Dorfkern von Wolfhausen, in dem unser „Streifzug ins Blaue“ begann. Oberer Bildrand Mitte der Brändliacker. Links davon (direkt an der Hauptstrasse) das Restaurant „Frohsinn“ und hinter diesem der „Konsum“. In der Bildmitte die hohe Scheune Häusermann. Direkt links davon der stattliche „Freihof“ und links neben diesem (an der Hauptstrasse) die „Reblaube“. Ganz rechts die Verzinkerei und die an ihr vorbei führenden Geleise der ÜBB.

(Ausschnitt aus einer Ansichtskarte ca. 1930, Kopie erhalten von K. Schmid, Bubikon)

## In der Müllhalde

Auch mit dem Burschen Heiri Schneeblei durften wir Nachbarskinder manchmal die Freizeit vertreiben. Echte Freizeit begann für den Heiri in der Regel aber erst dann, wenn er fertig war mit „Hösle“, und damit er diese Arbeit schneller erledigt hatte halfen wir ihm dann dabei.

Hösle war eine Heimarbeit, bei der konisch gefertigte Kartonschalen ineinander zu schieben waren, damit daraus eine Stange – oder besser Röhre – mit vorgegebener Länge entstand. Die Hösli wurden, in Säcken abgepackt, mit einem sauber heraus geputzten Viehanhänger etwa zwei Mal die Woche an verschiedene Standorte in der Gemeinde angeliefert. So auch ins Zentrum unseres Dorfes. Dort, auf dem grossen Platz vor dem Restaurant Freihof und der Bäckerei Baumann kamen all' Jene zusammen, die sich verpflichtet hatten eine bestimmte Menge zu höslen. Mit Veloanhängern, Leiterwagen und andern gebastelten Vehikeln kamen sie dorthin, lieferten die erledigte Heimarbeit ab und luden einen oder mehrere der übergrossen, locker mit Schalen gefüllten Jutesäcke auf ihr Gefährt.

Nachmittags sah man dann vor oder hinter Häusern, in Hauseingängen und Unterständen vorwiegend Frauen, oft aber auch Kinder, beim „Höslistossen“. Die meisten Frauen führten die stereotype Arbeit mit hohem Tempo und beinahe blindlings aus. Länge, Dicke, Farbe und Beschaffenheit der Hösli konnten von Sack zu Sack variieren, die fertigen Stangen hingegen mussten eine exakt vorgegebene Länge aufweisen. Um dies in etwa zu erreichen zählte man die Schalen beim Zusammenstecken still oder leise lispelnd vor sich hin. Die Tätigkeit musste mit etwas Gefühl ausgeführt werden, da die Schalen nicht zu locker, aber auch nicht zu fest zusammen geschoben werden durften. Ferner war darauf zu achten, dass defekte Schalen oder solche mit Ölflecken nicht gehöslet werden durften, also zurück behalten werden mussten – zum Beispiel zur Verwendung als

Brennmaterial. Enthielt ein Sack lange dicke Hülsen, war die Arbeit selbstverständlich schneller erledigt, als wenn man kurze dünne zugeteilt erhielt. Die fertigen Kartonstangen eines Sackes mussten zum Schluss auf die vorgeschriebene Länge ausgerichtet und zu einer Batterie zusammen gebunden werden. Benötigt wurden die Stangen übrigens um Textilfäden darauf aufzuspulen.

Der Heiri war ein eher kleiner aber kräftiger Bursche mit rostroten Haaren, ein paar Jahre älter als ich. Er hatte im Dorf – nicht umsonst – den Übernahmen „Hösli-Heiri“. Einzelne Erwachsene nannten ihn auch „de root Heich“. Er galt als „Luus-Chaib“, als einer der oft etwas Schabernack im Kopf hatte, was gewisse Leute ärgerte, uns Kindern hingegen eher Spass bereitete. Wichtig war einfach, dass man sich ihm unterordnete, denn er war stark und auch durchsetzungsfähig. Stellte man sich mit ihm gut, so durfte man ihn ausnahmsweise bei einem seiner Vorhaben begleiten, beispielsweise zu einer nachmittäglichen „Expedition“ ins Lochholz. An dessen nördlichem Rande, bei der Botzfluh, befand sich eine Müllhalde, ein Eldorado für Liebhaber von altem Gerümpel. Dort wurden Abfälle, Schutt und Sperrgut jeglicher Art offen entsorgt, also einfach den von Wald umsäumten Abhang hinunter gekippt.

Obwohl diese mächtige Halde, vor allem an warmen Tagen oder wenn es darin mottete, einen penetranten Gestank verbreitete, stöberten wir, mit dicken Stecken bewaffnet, stundenlang darin herum und suchten nach brauchbaren Gegenständen. Äusserst begehrt waren zum Beispiel leere Getränkeflaschen mit Eichung, da auf solchen beim Kauf ein Pfand erhoben wurde. Derartige Fundstücke trugen wir nach Hause, wuschen sie und brachten sie in den Konsum, wo man uns den Pfandbetrag auszahlte - ein schöner Batzen, als Kompensation für das seinerzeit noch nicht generell übliche Taschengeld.

Immer wieder fanden sich auch Gegenstände, bei denen man sich überlegte, ob

man für sie noch eine Verwendung haben könnte: Bettgestelle, Bücher, Kommödi, Schuhe, Spritzkannen, Pfannen, Bretter, Leitern und was man sich nur so alles vorstellen kann. Da ich so gerne einmal ein eigenes Velo gehabt hätte, aber selbst in dieser „Schutti“ nie ein einigermaßen komplettes fand, fasste ich den Beschluss, solange nach entsprechenden Teilen zu suchen, bis ich daraus eines zusammen bauen könnte. Gegen einen mehr oder weniger fahrbereiten Stahlesel hätten meine Eltern wohl nichts einzuwenden gehabt, aber einfach Grümpel mit nach Hause bringen, das durfte ich nicht. Einen alten angerosteten Velorahmen mit deformiertem Lenker und noch brauchbarem Sattel fand ich zwar, und auch zwei ungleiche Felgen, allerdings ohne Schläuche und Pneus. Die Felgen, so dachte ich mir, könnte ich mit Schnüren solange umwickeln, bis daraus ein Wulst entstehen würde, der die Funktion eines Pneus erfüllen könnte. Diese Idee musste ich allerdings fallen lassen, wäre ein solcher Schnurpneu doch so breit geworden, dass er an den Gabeln und schon gar nicht an den Bremsklötzen vorbei gekommen wäre. Dies umso mehr, als die beiden gefundenen Räder ein „Ahti“ aufwiesen. Aber auch nach einer Kette, einem Dynamo und einer Lampe suchte ich vergeblich. Und so blieb es leider auch an jenem Tag beim frommen Wunsche und dem Traum nach einem eigenen Velo.



Beim „Hösle“. Links der mit Höslis gefüllte grosse Sack, rechts die fertigen Stangen.  
(Ausschnitt aus einem Foto aus „Bubikon-Wolfhausen: Zwei Dörfer – eine Gemeinde“, Band 2)

## Nichts als Blödsinn

Wohl in jedem Dorfe gibt es Buben, die sich ein Vergnügen daraus machen, auserwählte Leute, meist ältere, immer wieder zu ärgern. Selbstverständlich bildete unser Dorf diesbezüglich keine Ausnahme, und es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, bei solchem Tun nie dabei gewesen zu sein.

Eine Person, die sich für unser gemeines Tun bestens eignete, war Frau Gilardi, eine ältere Dame, die alleine ihr ziemlich baufälliges Haus anfangs Brändliackerstrasse bewohnte. Als Zielscheibe diente uns ihre Haustüre. Diese bewarfen wir solange mit Steinen, bis sich die Bewohnerin im Türrahmen zeigte. Leise kichernd hielten wir uns in der Nähe versteckt und ergötzen uns am Verhalten der Alten: vergeblich hielt sie Ausschau nach ihrem vermeintlichen Besuch und kehrte dann, vor sich hin palavernd, unverrichteter Dinge zurück in ihr Haus. Für uns so richtig lustig wurde es aber erst, wenn wir die Steinwurfaktion umgehend wiederholten und Frau Gilardi damit erneut vor die Türe locken konnten. Denn dann suchte sie mit intensivem Blick die ganze Umgebung ab, krächzte etwas vor sich hin, als hätte sie uns erspäht, und verschwand nach einer Weile schimpfend wieder ins Innere. Angst mussten wir nicht haben, denn Frau Gilardi war schon ihres Alters wegen nicht gut zu Fuss. Dennoch galt es für uns aufzupassen, dass niemand von der Nachbarschaft unser Treiben beobachtete.

Auch Frau Gantner, ein paar Jährchen jünger als Frau Gilardi, eignete sich gut als Opfer. Anstatt ihre Haustüre mit Steinen zu bewerfen, erachteten wir es als bequemer, sie mittels kurz anhaltendem Druck auf den Klingelknopf an die Türe oder zumindest an das darüber liegende Fenster zu bemühen. Bis zu ihrem Erscheinen reichte die Zeit alleweil, uns aus dem Staube zu machen und in der Nähe zu verstecken. Nach einer angemessenen Pause liess sich das Spielchen gefahrlos wiederholen. Eigentlich schätzten wir Frau Gantner sehr, denn bei ihr konnten wir alljährlich für einen äusserst bescheidenen Betrag die Kostüme leihen,

die wir anzogen wenn wir an den Fasnachtstagen gruppenweise durchs Dorf zogen, von Tür zu Tür um ein Allmosen baten und von den Hausfrauen Früchte, Süssigkeiten oder häufig auch einen Batzen erhielten. Eines Nachmittags kam ich gerade dazu, als eine Gruppe Knaben einige zusammen geschnürte Kanonenkracher entzündeten und eben dieser Frau Gantner in den Briefkasten warfen. Der Kanonenkracher war übrigens die grössere Ausführung des Schwärmers und hatte eine höhere Detonationskraft als dieser. Wuchtig wurde das blecherne Briefkastentürli aus den Angeln gerissen und in weitem Bogen über den Vorplatz geschleudert. Es war demoliert. Wir liessen es liegen. Rannten davon. Wie konnten wir nur so was tun? Wie konnten wir nur dieser älteren liebenswürdigen Frau so ,was antun? Solche Untaten geschahen – das war seinerzeit schon so – ausschliesslich in der Gruppe. Alleine hätte ich solchen Blödsinn wohl kaum gemacht, denn meine Eltern hatten sich stets bemüht, mich zu gutem Tun zu erziehen.

Ein weiteres besonders dankbares Opfer war der Fritz, ein geistig etwas benachteiligtes Mannli, das täglich im Dorf und in dessen Umgelände auf Wanderschaft war. In der einen Hand hielt er stets einen Geh- und Wanderstock, in der andern ein kleines schwarzes Köfferli, in dem eine Klarinette untergebracht war. Von Zeit zu Zeit, je nach Lust und Laune, setzte er sich auf ein Mäuerchen und dudelte unzusammenhängende und etwas wirre Töne vor sich hin. Oft plapperte er unverständliches Zeugs oder schimpfte vor sich hin. Er war von untersetzter Statur, leicht kugelig. Trug meist eine mittelbraune Manchesterhose. Echt plagen taten wir ihn nicht, im schlimmsten Fall vielleicht etwas foppen, necken oder hänseln. Wir riefen beispielsweise unaufhörlich seinen Namen, und wenn er fragte was wir wollten, so gaben wir zur Antwort: „nichts“. Dies taten wir solange bis Fritz wütend wurde, laut vor sich hin ploderte und mit seinem Stock wild herum fuchtelte. Im Dorf sagte man, dass der Fritz als Kleinkind beim Wickeln von der Kommode runter gefallen sei und dadurch einen bleibenden Schaden davon trage. Ob dem so war, weiss ich nicht. Sicher ist nur, dass im Dorfe sehr

viele Gerüchte kursierten und je weniger eines den Tatsachen entsprach desto schneller verbreitete es sich. Wie das in den meisten Dörfern halt so üblich ist.

Wer im Dorfe kannte ihn nicht – den „Buume Hööch“? Direkt an unserem Schulweg stand sein längliches aus Balken und Brettern gezimmertes Sägereigebäude. Gegen die nordöstliche Seite hin war das Gebäude vollständig offen, gegen das Strässchen hin aber versperrte die Längswand des Gebäudes die Sicht in das Innere der Sägerei. Einige in diese Holzwand eingelassene Fenster sorgten für zusätzliches Tageslicht am grossflächigen Arbeitsplatz. Diese Wand eignete sich bestens um mit gefallenem Obst oder gar mit Steinen den Alleininhaber der Sägerei, eben diesen „Buume Hööch“, zu erschrecken und aus seiner Sägerei zu locken, also zu ärgern. Da das Sägewerk im Betrieb recht grossen Lärm erzeugte, mussten wir unsere Wurfgegenstände mit ziemlicher Wucht an die Wand knallen. Dann rannten wir fort und beobachteten von fern, wie der alte Baumann hinter dem Haus hervor kurvte und Ausschau nach uns „z'Leidwerchern“ hielt. Eigentlich hatte er ja solches nicht verdient, denn bössartig war der Mann nicht – nein, ganz im Gegenteil. Auch wenn er etwas einsam war und kurrig wirkte, er war ein gutmütiger Mensch, der – wie man sagte - wirklich keiner Fliege etwas zu Leide tat.

Einmal, als wir zu Dritt oder zu Viert wieder Steine an seine Sägereiwand warfen, traf einer von uns unbeabsichtigt eine Scheibe, die klirrend in die Brüche ging. So schnell uns die Beine tragen konnten rannten wir davon. Doch, irgendwie musste der „Buume Hööch“ ausgerechnet mich erkannt haben, denn am nächsten Tag machte er meinen Vater auf den Schaden aufmerksam und verlangte von ihm dessen Bezahlung. So musste ich zusammen mit meinem Papi zu Herrn Baumann um mich bei ihm zu entschuldigen. Der Schaden wurde von meinem Vater schweren Herzens, aber selbstverständlich, berappt, obwohl eigentlich der schadenverursachende Wurf nicht von mir ausgeführt worden war. Aber was soll's – es war schon zu jener Zeit nicht meine Art, Kollegen oder gar Freunde zu

verpfeifen. „Buume Höch“ zeigte und erklärte uns anschliessend sein Sägewerk und erzählte uns von jenem Tag, als er bei der Arbeit einen – oder waren es gar zwei? – seiner Finger verlor. Er habe, so verriet er uns, um das Blut zu stillen, die Hand in das Sägemehl gesteckt und sei deswegen beinahe verblutet. Auch wenn der „Buume Höch“ als Junggeselle eher zurück gezogen in seiner alten, nahe der Sägerei stehenden, Bruchbude lebte – er war einer jener Bewohner, die unser kleines Dorf dank seiner Aussergewöhnlichkeit prägten. Woher sein Übername stammt entzieht sich meiner Kenntnis. Er könnte aber mit der Tatsache zu tun haben, dass sein Wohnsitz höher gelegen war als die Häuser der anderen Dorfbewohner mit dem Namen Baumann.



Das Haus von „Buume Höch“ (Robert Baumann), vermutlich kurz vor dem Abbruch.

(Aufnahme K. Schmid, 1965)



Sägerei von „Buume Höch“. Links der Sonnenbergweg, unser Schulweg.

(Aufnahme K. Schmid, 1964)



## Unsere Dorfschule

In die Brändliackerzeit fallen auch der Besuch des Kindergartens und die ersten drei Jahre meiner Primarschulzeit. Seinerzeit begann das Schuljahr jeweils im Frühling; somit war mein Kindergarteneintritt wahrscheinlich im April 1951. Dass überhaupt ein Kindergarten angeboten wurde, war seinerzeit noch keine Selbstverständlichkeit. Auch wenn die „Gfätti“ – wie wir den Kindergarten nannten – noch nicht mit teuren Hilfsmitteln, ausgefeiltem pädagogischem Konzept und aufwändiger Vorbereitung betrieben wurde, bin ich überzeugt, sehr viel von dieser Einrichtung profitiert zu haben. Gemeinsam spielten und bastelten wir „Chegelschüler“ mit grosser Leidenschaft und waren glücklich, uns mit den zur Verfügung stehenden einfachen Spielsachen beschäftigen zu dürfen.

Fräulein Lehmann, unsere Kindergärtnerin und „Gfättitante“, war eine liebevolle und geduldige Person, bei der wir uns geborgen fühlten. In Erinnerung geblieben ist mir, dass sie stets eine lange Halskette trug, die rundum mit hölzernen Kugeln bestückt war – so quasi ihr Markenzeichen. Nicht viel anders als heute hörten wir Geschichten und Märchen, malten, bastelten, sangen einfache Liedchen und durften uns dem individuellen Spiel hin geben. Eine meiner Bastelarbeiten aus jener Zeit hat meine Mutter alltäglich genutzt und für mich aufbewahrt: ein aus Karton angefertigtes Rohr zur Unterbringung von Stricknadeln, dessen Äusseres ich bemalt und mit Klarlack überzogen hatte. Dieses kleine Kunstwerk befindet sich noch heute in meinem Besitz und erinnert mich symbolisch an meine Kindergartenzeit.

Im April 1952 wurde unser Jahrgang dann von Frau Frieda Wohlgemuth zur Einschulung empfangen. Sie, die uns während zweier Jahre das 1 x 1 und das ABC beibrachte, war eine respektvolle Person um die Sechzig, mit stattlicher Figur, frischem Gesicht, weissem Haar und ebenso weissen buschigen Augenbrauen. Sie war eine strenge aber zugleich gütige Lehrerin. Unfolgsamkeit

wurde von ihr mit einem schwach dosierten Stockschlag auf die Fingerbeeri der ausgestreckten Hand geahndet. Davon machte sie allerdings nur Gebrauch, wenn eine solche Strafe auch wirklich verdient war. Ein bisschen weh tat es alleweil. Einmal, als sie dem Charly Fischer eine solche „Tatze“ verpasste, wurde dieser derart wütend, dass er seine Griffelschachtel an ihrem Kopf vorbei an die Tafel schleuderte. Durch den Aufprall zerbarst die hölzerne Schachtel und der Inhalt zerstreute sich auf dem Fussboden. Ohne grösseres Aufsehen kamen die Beiden nach Schulschluss wieder ins Reine, denn Charly mochte unsere Lehrerin sehr, so wie wir alle unser Fräulein Wohlgemuth gerne hatten.

Viele Jahre lang und bis zu deren Tod pflegte übrigens meine Mutter die Wohnung von Frau Wohlgemuth, die man, wie das früher für Ledige üblich war, auch im Alter noch mit Fräulein und nicht mit Frau ansprach. Obwohl Fräulein Wohlgemuth und meine Mutter ein sehr freundschaftliches Verhältnis pflegten, sprachen sie sich stets per Sie an. Frieda Wohlgemuth war als Bauerntochter in Fehraltorf aufgewachsen und liegt auf dem Friedhof dieser Gemeinde begraben.

Das letzte Jahr meiner Brändliackerzeit fiel zusammen mit dem dritten Jahr der Primarschule, das im April 1954 begann. Auf dieses und die darauf folgenden Jahre werde ich später noch zurück kommen.

Unser markantes, etwas hochbeinig wirkende Dorfschulhaus stand auf einer leichten Anhöhe in unmittelbarer Nähe der Dorfmitte. Im Untergeschoss war der Kindergarten eingerichtet und auf jedem Stockwerk befand sich ein grosses Zimmer, in dem je zwei Klassen – insgesamt etwa 30 bis 35 Schüler – von einer Lehrkraft unterrichtet wurden: im ersten Stock die Erst- und Zweitklässler, im zweiten die Dritt- und Viertklässler und im dritten Geschoss die Fünft- und Sechstklässler. Jedes Jahr wanderte zu jener Zeit also die Hälfte der Schüler im Frühjahr ein Stockwerk höher, die Kindergärtnerin und die Lehrkräfte hingegen behielten ihr Zimmer.

Uns Schülern bereitete der gleichzeitige Unterricht von zwei verschiedenen Jahrgangsklassen im gleichen Raum keine Mühe. Während die eine Klasse mündlich unterrichtet wurde arbeitete die andere Klasse schriftlich. Mag sein, dass wir uns während der schriftlichen Arbeit manchmal etwas abgelenkt fühlten, andererseits bekamen wir aber auch viel Interessantes aus der Nachbarklasse mit. So boten sich in der tieferen Klasse viele Gelegenheiten, bereits für das kommende Jahr zu profitieren oder dann, im Folgejahr, Vergessenes aufzufrischen. Von allem Anfang an gewöhnte man sich an diese Form von Schulbetrieb und war somit auch in der Lage, sich, insbesondere auch bei Prüfungen, voll auf seine Arbeit zu konzentrieren.

Eine Turnhalle stand uns keine zur Verfügung. So fand denn der Turnunterricht auf dem Pausenplatz statt, hin und wieder auch im Geissberg-Wald, der in einigen Minuten erreichbar war. Besondere Kleidung war für das Turnen nicht nötig, und viele hätten sich spezielles Turnzeug auch gar nicht leisten können. Bei ganz schlechtem Wetter fand das Turnen nicht statt; in einem solchen Fall stellte der Lehrer den Stundenplan einfach um und man beschäftigte sich im Klassenzimmer.

Zum Schulareal gehörte auch eine grosse Sandgrube, in der einige äusserst stabile Turngeräte in den Boden eingemauert waren: je zwei Barren und zwei Recks sowie ein fünf Meter hohes Metallgerüst mit vier vertikal und vier leicht geneigten Kletterstangen, so wie man sie bei jedem Schulhaus vorfand. Der hellbraune grobkörnige Sand war vermutlich nicht aus der Gegend: er musste von einem Meeresstrand stammen, denn in ihm fanden sich entsprechende Beweisstücke: Fischzähne, die nur einige Millimeter gross waren und aussahen wie kleine Dornen mit abgeschliffener Spitze. Es blieb mir stets ein Rätsel, warum wir Schüler immer wieder stundenlang nach solchen Fischzähnen suchten, um sie jeweils nach einigen Tagen wieder fort zu werfen. Handelt es sich hier nicht um den gleichen Trieb, der uns beispielsweise stundenlang Sandburgen bauen lässt?

In der nordöstlichen Ecke des Pausenplatzes stand ein alter Baum, um dessen dicken Stamm eine runde Holzbank zum Sitzen einlud. Daneben, an der Grenze zur benachbarten Wiese, stand ein hochstämmiger Baum, dessen kleine saftige Mostbirnchen wir Knaben jeweils zerkauten und den rau schmeckenden Saft aus dem Mund triefen liessen. Die ausgesaugten Fruchtfleischspäne liessen sich nun mit viel Atemdruck meterweise durch die Luft pusten. So richtig amüsant wurde es aber erst, wenn man einem Kameraden nachrennen und ihn mit einer Ladung „Granulat“ eindecken konnte. Überreife Früchte kamen dafür allerdings weniger in Frage, waren sie doch zu weich, meist angefault und zudem von „nervösen“ Wespen belagert.

Nahe der runden Sitzbank säumten auch einige Sträucher das an der Schulanlage vorbei führende Strässchen. Darunter auch ein grosser Hagebuttenstrauch. Wer weiss, wie dessen reife Früchtchen im zerkleinerten Zustand Juckreiz auf der Haut auslösen, versteht, dass die älteren Knaben kaum erwarten konnten, bis diese im Herbst in hellem Rot erglänzten. Unauffällig hielten sie die zerdrückten Teilchen mit den fein behaarten Kügelchen in der Hand versteckt und sahen sich nach möglichen Opfern um. Hatten sie ein solches ausgemacht, näherten sie sich ihm mit Unschuldsmiene, zogen blitzschnell dessen Kleidungsstück auf Kragenhöhe vom Hals weg und warfen ihm das juckende Material schwungvoll den Rücken hinab. Das war ein echt lustiges Treiben, das allerdings oftmals in einer Keilerei endete, da nicht alle Schüler gleich viel Spass ertragen konnten oder gewisse Burschen dies zum Anlass nahmen, wieder einmal ihre Muskelkraft unter Beweis zu stellen.

Gegen Westen grenzte der Pausenplatz an das Grundstück des „Buume Hööch“, jenes älteren Mannes, der auf seinem Areal eine Sägerei betrieb. Damit beim Turnunterricht und beim Spiel in den Pausen Bälle und andere Gegenstände nicht dauernd in dessen Wiese landeten, hatte die Schulgemeinde auf der Grenze zu ihm einen etwa drei Meter hohen Maschenzaun montieren lassen. Dieser ist mit

einem Erlebnis verbunden, an das ich mich eigentlich nicht gerne erinnere. Eines Tages, als wir Schüler in der Vormittagspause nach draussen stürmten, war an diesem Zaun ein Leintuch aufgehängt, begleitet von einem übergrossen Zettel mit dem Namen eines Schülers. Das Leintuch hatte einen riesigen gelblichen Flecken – es war verbrünzelt. Die Mutter dieses Schülers hatte es zur Schau gestellt, um ihren Sohn, der etwa die fünfte Klasse besuchte, vor der Lehrerschaft und uns Schülern bloss zu stellen. Sie glaubte wohl in guten Treuen, mit einer solchen Aktion ihrem Kind das Bettnässen austreiben zu können. Tragisch an der Geschichte ist die Tatsache, dass dieser Bub seit Geburt an einem körperlichen Leiden zu tragen hatte. Ich fragte mich noch Jahre danach: „Wie bringt eine Mutter nur so etwas fertig?“.



Teilansicht meiner Kartonrolle



Blick vom Lochholz in Richtung Süd gegen den Etzel und den Zürichsee. Mitte rechts der Dorfkern von Wolfhausen. Links unser Schulhaus mit dem Pausenplatz. Darunter die Waschmaschinenfabrik Schulthess (Arbeitgeber meines Vaters). Ganz rechts die Verzinkerei.

(Postkarte vor 1950, Geschenk von M. und G. Tschumi, Mönchaltorf)



Unser Dorfschulhaus



Frl. Wohlgemuth

Beide obigen Bilder aus „Bubikon-Wolfhausen – zwei Dörfer, eine Gemeinde“



Die 1. und 2. Klasse von Frieda Wohlgemuth im Herbst 1953.

*Obere Reihe:* Esther Lehmann, Gottfried „Göpf“ Tschumi, Helen Frischknecht, Frieda Wohlgemuth (Lehrerin), Vreni Britt, René Müller, Röbi Kalchofner, Christian „Chrigel“ Lehmann, Ueli Gut, Robert „Röbi“ Tischhauser, Hans Kägi, Charly „Chärel“ Fischer.

*Mittlere Reihe:* Willi Krauer, Adolf „Dölf“ Wildi, Margrit Bühler, Marie Thomen, Margrit Rieder, Margrit Fuchs, Käthi Grossenbacher, Violette Staub, Margrit Gnehm, Ursula Rebsamen, Bruno Schnyder.

*Untere Reihe:* Doris „Dorli“ Schönbächler, Elsbeth Schwarz, Margrit Ernst, Theres Pfiffner, Ida Wildi, Margrit Schnyder, Karl „Chasi“ Diethelm, Ernst Frischknecht, Gottfried Stucki, Alfred „Fredy“ Rebsamen, Sepp „Seppli“ Dörig, Ruedi Krauer.

## Abschied vom Brändliacker



Die Zeit im Brändliacker war geprägt durch einfache Verhältnisse und karge finanzielle Mittel. Nur Notwendigstes konnten unsere Eltern anschaffen. Kleider mussten ausgetragen und demzufolge immer wieder sorgfältig geflickt werden. Unsere Mutter achtete stets darauf, dass alle Familienmitglieder sauber und ordentlich gekleidet das Haus verliessen. Mit dem kleinen Zahntag, den Vater nach Hause trug, mussten nicht nur fünf Seelen ernährt, sondern gleichzeitig auch eine neue Existenz aufgebaut werden. Auch die anfänglichen Attacken, welche wir wegen unserer hochdeutschen Sprache vereinzelt über uns ergehen lassen mussten, machten uns die materiell schwierige Zeit nicht einfacher.

Trotzdem ist mir jene Zeit in angenehmer Erinnerung geblieben. Viele positiven Gegebenheiten vermochten die bescheidenen Verhältnisse und den Unbill mehr als aufzuwiegen. Da war einmal das harmonische Zusammenleben mit den Quartierbewohnern und insbesondere das äusserst angenehme nachbarschaftliche Verhältnis mit den Familien Bücheler und Fischer. Zum andern boten uns der grosszügige Schopf und natürliche Umgebung ein Paradies für die Freizeitbeschäftigung. Nichts war auf Perfektion getrimmt – einzig vielleicht die Ausrichtung und Pflege der Gartenbeete.

Kompensiert wurden die fehlenden materiellen Mittel aber auch durch die Wärme, die wir Kinder von unseren Eltern empfangen durften und die Geborgenheit, die

sie uns gaben. So sind mir jene Abende unvergesslich geblieben, an denen die ganze Familie in der heimeligen Stube sass, Mami am Nähen, Stricken oder Flickern und Papi, der uns aus dem Märchenbuch der Gebrüder Grimm las oder Lieder beibrachte. „Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, Hänschen klein, ging allein“ oder „Es klappert die Mühle am rauschen Bach“ und andere zählten nach und nach zu unserem Repertoire. Ein grosses Vergnügen war es für uns alle, wenn Vater uns dann beim Singen auf seiner „Muulorgele“ begleitete. Als begnadeter Mundharmonikaspieler verstand er es, mittels eines Trinkglases, das er mit der Hand neben seiner „Hohner“ leicht hin und her bewegte, dem Ton einen besonderen Effekt zu verleihen. Stolz schilderte er uns bei solchen Gelegenheiten jeweils, wie er während seiner Militärzeit als Gefreiter die Spitze seiner Kompanie habe anführen dürfen, um diese auf Märschen mit seiner „Schnörregige“ zu begleiten. Damit brachte er uns Kinder jeweils zum Staunen, und auch wir waren stolz auf ihn.

Noch heute erscheinen mir immer wieder Bilder aus jener Zeit, die dazu beigetragen haben, dass mir die Zeit im Brändliacker in schöner Erinnerung geblieben ist. Seien es die schneereichen Winter mit den hohen und glatt gepressten Schneemauern, die der von Pferden gezogene hölzerne Pfadschlitten hinterliess, seien es die vielen Nachmittage, an denen wir mit unserem Leiterwägeli in den Wald zogen, um Holz für unseren Kachelofen zu sammeln, oder seien es die schönen Momente, wo wir auf dem holprigen Strässchen vor dem Haus mit den gläsernen Murmeln spielten. Diese Murmeln haben mich immer wieder aufs neue faszinierten. Nicht nur ihr strahlender Glaskörper, sondern insbesondere die Schönheit ihres bunten Innenlebens . . .

Im Frühling 1955 zügelte unsere Familie innerhalb des Dorfes vom Brändliacker in den Blumenberg, ein Quartier im westlichen Teil von Wolfhausen.



## Dank

Rund fünfzig Jahre nach meiner Kindheit verspürte ich einen inneren Drang, in der Schatztruhe meiner Erinnerungen zu wühlen und einige der unzähligen Erlebnisse fest zu halten. Wenn ich damit nicht nur mir, sondern auch irgend jemandem eine Freude bereiten kann, so macht mich dies glücklich.

Vielleicht entsprechen nicht alle Aufzeichnungen exakt der Realität, denn wir alle wissen, dass die Zeit nicht nur „Wunden leckt“, sondern auch viele Feinheiten vergessen lässt. Tatsächliches vermischt sich mit Träumen und mit Geschehnissen, die uns von den Eltern überliefert wurden.

Fotos und Informationen aus früheren Zeiten können mithelfen, Erinnerungen aufleben zu lassen. Einige Bilder fanden sich im recht spärlichen Fundus unseres Familienerbes, andere wiederum wurden mir von Dritten zur Verfügung gestellt. In diesem Zusammenhang bedanke ich mich bei Herrn Jörg Albrecht, Bäretswil, bei Gerhard Horn, Remscheid (D), bei Kurt Schmid, Bubikon, bei Ueli Schmid, Bubikon, bei Margrit und Gottfried Tschumi, Mönchaltorf sowie bei der Gemeinde Hinwil. Ein besonderer Dank geht auch an die Gemeinde Bubikon, die mir freundlicherweise das Copyright für einige Bilder aus den Bänden „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“ erteilt hat.

Fehraltorf, im Frühling 2005

Hans Chägi